

DIE WELTWOCHEN



Ihr Klima-Kinderlein kommet

Fakten, Mythen und Mobbing in der Erderwärmungsdebatte.

Von Alex Baur, Erik Ebnetter, Alain Pichard u. a.

Ulrich Meyers Liebesdienste

Wie der Bundesgerichtspräsident seiner Freundin die Steuern frisierte.

Von Christoph Mörgeli

Der erfolgreichste Komiker Europas

Um Mitternacht in der Garderobe von Mario Barth. *Von Rico Bandle*



The Breitling Cinema Squad
Brad Pitt
Adam Driver
Charlize Theron



AIR
LAND
PREMIER
SEA



BREITLING 1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

Die seriösen Wissenschaftler seien sich zu 97 Prozent einig, die Erderwärmung sei menschengemacht, versichern prominente Klimaforscher und solidarisieren sich mit den Schülern, die gegen die drohende Weltkatastrophe auf die Strassen gehen. Wenn alle das Gleiche sagen, dann muss es wohl so sein, oder? Sieht man sich diesen 97-Prozent-Konsens etwas genauer an, entpuppt er sich als fauler Zauber. Tatsächlich decken die Berechnungen des Einflusses von CO2 auf die Erdtemperatur und dessen Folgen von «marginal» bis «dramatisch» das ganze Spektrum ab. Irritierend auch: Unter den prominentesten Skeptikern befinden sich namhafte Pioniere der Klimaforschung. Auch Markus Häring, der wohl bekannteste Kritiker des Alarmismus in der Schweiz, gehört in diese Kategorie. **Seite 16–25**



Auf das Schlimmste gefasst: Bandle, Barth (r.).

Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer und seine Freundin verschleiern ihre mutmasslich bestehende Partnerschaft mit gemeinsamer Wohnung – wahrscheinlich mit dem Ziel, den Noch-Ehemann der Kamerunschweizerin mehr Unterhaltsbeiträge bezahlen zu lassen. Auch die vom obersten Schweizer Richter ausgefüllte Steuererklärung der Frau wirft Fragen auf: Hat Meyer seine Barzuwendungen und einen ihr geschenkten Mercedes – Gesamtwert 100 000 Franken – am Fiskus vorbeigeschmuggelt? Christoph Mörgeli schreibt über den Bundesgerichtspräsidenten, welcher der fünfzehnjährigen Tochter seiner Partnerin eine Erklärung aufsetzte, wonach sie lieber bei ihm und der Mutter statt beim Vater wohne. **Seite 30**

Die ETH Zürich ist seit Oktober 2017 und einem Artikel in der *NZZ am Sonntag* mit einer Mobbingaffäre konfrontiert. Studenten und Doktoranden seien von einer Astrophysikprofessorin «erniedrigt worden», schreibt darauf der *Tages-Anzeiger* und nennt anonymisierte Anschuldigungen. Nach der Auflösung des Instituts für Astrophysik verkündete ETH-Präsident Joël Mesot am Freitag die Freistellung der betroffenen Wissenschaftlerin und entschuldigte sich bei den Doktoranden. Gegenüber der *Weltwoche* äussert sich nun die Professorin Marcella Carollo über die schweren Vorwürfe und die damit verbundene Entlassung – eine Möglichkeit, die ihr von der ETH bis heute verwehrt wurde, wie sie sagt. **Seite 32**

Es war bereits nach 23 Uhr, als Mario Barth seine Vorstellung vor 5000 Zuschauern in einer Sporthalle in Frankfurt beendete. Rico Bandle war vor Ort, ihm war versprochen worden, er könne nach der Aufführung den erfolgreichs-

ten Komiker Europas in der Garderobe treffen. Bandle machte sich auf das Schlimmste gefasst: Wie will man ein vernünftiges Gespräch führen mit einem Künstler, der aufgedreht ist von der eben zu Ende gegangenen Show und gestresst, da am nächsten Tag schon die nächste ansteht, vor 10 000 Zuschauern? Doch es kam anders. Ein völlig entspannter Mario Barth empfing Bandle in der Garderobe, die beiden sprachen über eine Stunde, bis weit nach Mitternacht. Barth, der fast nie längere Interviews gibt, meinte plötzlich, ganz in seiner Art: «Das ist doch ein geiles Gespräch!» **Seite 52**

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

—

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*),
Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

IN WERTE INVESTIEREN, DIE GENERATIONEN ÜBERDAUERN:

NATURSTEIN-PFLÄSTERUNGEN

Seit Jahrtausenden werden Plätze, Wege und Straßen mit Pflastersteinen belegt. Ein Handwerk zeitloser Langlebigkeit, die seinesgleichen sucht.

Unsere Gestaltungen sind ein geschätzter Beitrag zur zeitgemäßen Architektur. Historische Baustoffe mit modernen Materialien zu einer Einheit zu verschmelzen, zeichnen die realisierten Objekte aus.

*„Unsere Handwerkskunst
hinterlässt unendliche Geschichten“*



Stephan Mörgeli
Natursteinpflasterungen

Tel. 079 629 65 43
info@stein-klopfen.ch

www.stein-klopfen.ch

Politik

Warum Rechte toleranter sind als Linke. Und warum man daran nicht leiden sollte.

Von Roger Köppel

Kürzlich lief ich am Rande einer Skipiste einem alten Bekannten über den Weg. Wir kamen sehr gut aus früher, doch inzwischen verkörpere ich für ihn wohl den typischen Vertreter der ausländerfeindlichen Hinterwälderrechten, deren Ziel aus seiner Sicht darin besteht, die Schweiz in einer Gletscherspalte einzubunkern.

Früher waren wir regelrecht befreundet. Politik spielte keine Rolle, wenn, dann gab es nur Gemeinsamkeiten. Ich hielt ihn für rechter als mich. Damals arbeitete ich beim *Tages-Anzeiger*, er im Marketing für einen Grosskonzern. Seine Tiraden gegen meinen Arbeitgeber, die ich sachlich meistens teilte, veranlassten mich fast schon, solidarisch hinter die eigenen Chefs zu stehen.

Während die Sonne gnadenlos brannte und den Pulverschnee um uns herum zum Funkelein brachte, öffneten sich Gräben zwischen uns. Ich ahnte, dass es keinen Sinn haben würde, in eine politische Diskussion einzusteigen über Trump, Orbán, Klimawandel oder Rahmenvertrag. Doch irgendwie zog es uns hinein in einen nicht mehr enden wollenden, zähklebrigen Austausch von unversöhnlichen Positionen.

Meine Argumente zerschellten am Hartbeton seiner Meinungen. Keinen Millimeter konnte ich ihn aus seinem Mentalreduit schneidender Ablehnung herauslocken. Ich nehme an, es erging ihm ähnlich, denn wir beiden sahen uns im Besitz kugelsicherer Wahrheiten, die nicht etwa das Resultat plumper Vorurteile, sondern die Frucht intensiven, langwährenden Denkens sind. Kein Mensch gibt leichterding und gerne zu, dass er sich irrt.

Es war für mich faszinierend, zu beobachten, wie mein alter Freund sich geradezu versteifte, um mir auf keinen Fall recht geben zu müssen. Seine Kommentare wurden immer spitzer und schnippischer. Ich hatte den Eindruck, dass er sich auch körperlich verhärtet, in Abwehrstellung zusammenballt. Am extremsten äusserte er sich gegen die Reizfigur Trump. Seine Aussagen sind nicht druckfähig, aber erstaunlich war die grosse innere Aufregung, die in seinen Tiraden zum Ausdruck kam.

Merkwürdig: Solche Szenen erlebe ich oft. Und ich weiss, das mag für den Leser arrogant klingen, aber ich habe das Gefühl, dass ich weniger emotional auf Widerspruch reagiere

als die Leute, die sich an mir und meinen Positionen abarbeiten. Ich kann mich beim besten Willen nicht ereifern, wenn einer zum Beispiel sagt, die Schweiz solle der EU beitreten oder Trump sei ein Vollidiot. Man muss einfach dagegenhalten. Ich ärgere mich nur, wenn mir im Moment nicht die besten Argumente einfallen.

Und um gleich noch einen draufzusetzen: Ich bin überzeugt, dass die Konservativen, die Rechten oder wie man sie nennen will, toleranter sind als die Linken und die sogenannte Liberalen. Sie haben generell weniger Probleme mit Widerspruch und anderen Meinungen. Das zeigt sich banal auch daran, dass man sie immer auf kontradiktorischen Podien antrifft. Gesprächsverweigerung kommt von ihrer Seite selten bis nie, während Linke, aber auch Liberale intensive Debatten darüber führen, gerade aktuell in Deutschland, ob man mit Rechten überhaupt reden sollte.

Warum ist das so? Die Rechten sind sicher nicht die besseren Menschen als die Linken, aber sie haben ein anderes Weltbild. Die Linken sind der Meinung, dass sie für die höchsten Werte kämpfen: Gleichheit, Gleichberechtigung, Gerechtigkeit. Sie tendieren dazu, sich ihren Gegnern moralisch überlegen zu fühlen. Da ist es zum selbstgerechten Moralismus nur ein kleiner Schritt, zur arroganten Überheblichkeit. Kein Zufall, dass Linke ihren Gegnern oft unredliche Motive unterstellen. Wer sich mit dem Guten im Bunde wähnt, für den muss Widerspruch denkaufautomatisch des Bösen sein.

Etwas anders liegt der Fall bei den Liberalen. Sie grenzen sich von einer SVP ebenfalls ab, auch sie setzen sich aufs hohe Ross, wollen die Bauernpartei zurück in die Ställe treiben, aber ihre offene bis unterschwellige Feindseligkeit hat eine andere, eine verzweifeltere Note als bei den Linken. Für viele Freisinnige, haupt-



Politik ist überall.

sächlich an der Spitze der Partei, ist die Ablehnung der SVP zu einer Art Identitätsfrage geworden, fast zu einem religiösen Bekenntnis. Man ist dagegen, um sich selbst zu sein. Ich bin gegen die SVP, also bin ich. Die Ablehnung des bürgerlichen Gegners droht an die Stelle eigener Programminhalte zu treten.

Natürlich: Das sind Verallgemeinerungen, Vereinfachungen. Es gibt viele Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Selbstverständlich gibt es auch intolerante Rechte, aber ich glaube, der Befund ist nicht falsch, dass die Linken und die sich liberal nennenden Parteien heute, nicht nur in der Schweiz, ein grösseres Problem mit der Konkurrenz von rechts haben, eben intoleranter sind als umgekehrt. Bei den Linken kommt, aufgrund ihrer angemasteten Hochmoral, noch ein besonders aggressiver Zug zum Tragen.

Wie sollten sich Konservative, wie sollten sich Rechte in diesem aufgeheizten Klima verhalten? Sie müssen damit leben. Cool bleiben. Es hat keinen Sinn, sich zu beklagen. Weinerlichkeit ist fehl am Platz. Es gehört dazu, dass alle mit den Mitteln kämpfen, die ihnen am geeignetsten scheinen. Es ist auch eine Form von Anerkennung, respektive gegnerischer Verzweiflung, wenn man nur noch moralisch, also persönlich angegriffen wird und nicht mehr inhaltlich-sachlich. Es fehlen offenbar die besseren Argumente.

Ein letzter Punkt: Wer in die Politik einsteigt, kann es nicht allen recht machen. Politik ist immer Konflikt, ist immer Auseinandersetzung, ist immer Streit, ist immer eine Zumutung für alle, die es anders sehen. Früher dachte ich, es muss doch gelingen, auch meine alten Freunde politisch zu bekehren. Heute weiss ich es besser. Politik ist das Resultat der urmenschlichen Situation, dass sich fast niemals alle einig werden können, nur relative Mehrheiten. Und das ist auch gut so.

Wir schaffen Ihnen ein Problem vom Hals.

Schilddrüsen-Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Stunde einer Tragödie: Jacinda Ardern. Seite 50



«The Movement»: Politiker Modrikamen. Seite 44



«Die ETH hat alles getan, um meine Karriere zu zerstören.»

Astrophysikerin Carollo. Seite 32

Titelgeschichte

- 16 **Klimawandel**
Wissenschaftliches Mobbing
- 18 **Forschung**
Top Five der Klimaleugner
- 20 **Debatte**
Fakten zum Klimawandel
- 21 **Brief an die Jugend**
Seid nicht Greta, seid Steve Jobs!
- 22 **Wirtschaft**
Gigantische Geldmaschine
- 23 **Studien**
Der 97-Prozent-Mythos
- 25 **Schweizer Fernsehen**
Der grüne Kanal

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Brief aus ...**
Neuseeland
- 10 **Rüstung Pro Armee**
- 10 **Politik Schutzgeldzahlung**
- 11 **Eilmeldung** Schwerkriminell
per Whatsapp
- 12 **Kopf der Woche** Elias Meier
- 26 **Mörgeli** Wohlstand oder Freiheit?
- 26 **Bodenmann**
G wie Giezendanner und Greta
- 27 **Medien** Von 6 auf 60 Prozent
- 27 **Die Deutschen** Perfides Albion

Inland

- 30 **Ulrich Meyer**
Des obersten Richters
Steuermanipulationen
- 33 **Hauptstadt**
Berns Begegnungszone

- 34 **Gössis Schlingerkurs**
Wer hat in der FDP das Sagen?
- 35 **Verwaltung** Spitzenkader horten
Ferien, statt sie abzubauen
- 38 **Rahmenvertrag**
Hoffen auf die Stände
- 40 **Eschers Erbe, von Beamten verjubelt**
Der Bund und die
Gottfried-Keller-Stiftung

Ausland

- 42 **Wir sind alle britisch**
Bitte mehr, nicht weniger England!
- 44 «Es wird grossartig» Was ist aus
Bannons «Movement» geworden?
- 45 **Inside Washington** Alpha Betö
- 46 **Wir sind das Pferd**
Reportage aus Rumänien, Teil 2

Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 «Ich bin Anna Göldi»
Marcella Carollo über ihre Entlassung
an der ETH
- 36 **Gender-Sprache erreicht Chefetage**
Schweizer Unternehmen beugen sich
dem Zeitgeist

Kultur & Gesellschaft

- 50 **Ikone der Woche**
Neuseelands Engel
- 52 «Frauen sind grundsätzlich anders
als Männer» Interview mit
Komikerstar Mario Barth
- 57 **Gesellschaft**
Plädoyer fürs Verdrängen
- 58 **Denker Diogenes:** Populist unter
den Philosophen

Rubriken

- 9 **Im Auge** Renzo Piano, Brückenbauer
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Dick Dale
- 28 **Darf man das?**
- 28 **Leserbriefe**
- 29 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Ergrautes Haar
- 60 **Kino** «The Sisters Brothers»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Roland Schiltknecht /
Alan Kushan
- 62 **Thiel** Terroristen
- 62 **Namen** Homokis Gulaschrezept
- 62 **Fast verliebt** Wer ist schöner?
- 63 **Unten durch** Jugendstil
- 64 **Wein** Moric Blaufränkisch
Burgenland 2015
- 64 **Salz & Pfeffer**
Engadiner Sonnenterrasse
- 65 **Auto** BMW X5 M50d
- 66 **Tamaras Welt**
Greta für den Weltfrieden

Ihr Immobilienraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



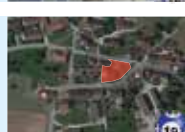
5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch




**Haben Sie ein Grundstück auf dem
Immobilienräume verwirklicht
werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch



Tessin-Spezial: Boutique-Hotel «Villa Orselina»

Sehnsucht nach dem Tessin

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie in einem stilvollen Ambiente ein Paradies der Erholung.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Degustation im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Tropfen der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten

erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m ü. M).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement Hotel «Villa Orselina»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in Suite mit Seeblick
- Begrüssungscocktail in der Bar/Loggia
- Vier-Gang-Dinner; Degustation im Weinkeller
- Gratis-ÖV; vergünstigte Bergbahntickets
- Freie Nutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 20 Prozent Rabatt auf Massagen
- Bahnhof-Hotel-Transfer bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Tiefgarage

Spezialpreis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 540.– (statt Fr. 860.–)
Für Leser ohne Abo: Fr. 600.– (statt Fr. 860.–)
(exkl. Kurtaxe; Einzelzimmer auf Anfrage)

Buchung:

Reservieren Sie über Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Platin-Club» angeben. Verfügbar jeweils So. bis Fr. bis 28. Oktober 2019 (ausgenommen Feiertage sowie während «Moon & Stars» und des Filmfestival Locarno).

Veranstalter:

Villa Orselina, 6644 Orselina-Locarno
www.villaorselina.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Brief aus Neuseeland

Von Oliver Hartwich — In der letzten Woche ist das Weltgeschehen nach Neuseeland gekommen. Als Neuseeländer wünscht man sich nichts mehr, als dass es möglichst bald wieder verschwinden möge.



Trauerfeier in Christchurch.

In Neuseeland ist man nicht ganz von dieser Welt. Es gibt doppelt so viele Kühe wie Menschen und fünfmal mehr Schafe. Das nächste grössere Nachbarland ist dreieinhalb Flugstunden entfernt. Auf manchen Karten werden wir schlicht vergessen.

Vor allem aber passiert in Neuseeland selten Weltbewegendes. Die Versenkung des Greenpeace-Schiffes «Rainbow Warrior» im Hafen von Auckland durch Agenten des französischen Geheimdienstes, war lange die einzige Ausnahme dieser Regel. Aber selbst das liegt bereits 34 Jahre zurück.

Als zugereister Politikberater hat man sich an die Überschaubarkeit Neuseelands zunächst zu gewöhnen – und lernt sie dann zu schätzen. Neuseeland ist das Land, in dem man mit Spitzenpolitikern sofort per du ist, neben Ministern in der Economy-Class sitzt und der Premierministerin im Supermarkt begegnet.

Seit sieben Jahren arbeite ich in diesem freundlichen Polit-Biotop als Leiter der grössten Denkfabrik des Landes. Doch nach dieser Woche ist nichts mehr, wie es war.

Am Mittwoch, dem 13. März, schreckt das Hauptstädtchen Wellington auf. Der Co-Chef der Grünen, Klimawandel-Minister James Shaw, ist auf dem Weg zum Dienst tätlich angegriffen worden. Shaw war Musik hörend zum Parlament gelaufen, als ihm ein offenbar geistig

Verwirrter unvermittelt mit der Faust ins Gesicht schlug. Ich schicke James, den ich gut kenne und schätze, eine besorgte SMS. «Alles halb so wild», schreibt er zurück, «ist nur ein blaues Auge.» In unseren Zeitungen wird trotzdem der Untergang, wenn auch nicht des Abendlandes, so doch zumindest Neuseelands, ausgerufen – so viel Gewalt geht gar nicht. Selbst Spiegel online berichtet plötzlich über uns. Das gibt es sonst nur bei Erdbeben.

Doch war dies nur ein blasser Vorgeschmack auf Freitag, den 15. März. Am frühen Nachmittag erreichen uns erste Nachrichten von einer Schiesserei in Christchurch, der grössten Stadt der Südinsel. Ja, Schusswaffengewalt gibt es hier gelegentlich. Aber meistens passiert dann doch nichts Schlimmes. Selbst die Polizei ist in der Regel unbewaffnet.

Am Freitag ist es anders. Die anfangs vagen Berichte werden langsam konkreter. Erst ist von einer Moschee die Rede, dann von einer zweiten. Und dann dieses Wort, das seit dem Anschlag auf das Greenpeace-Schiff nie wieder benötigt wurde: Terror.

Als das volle Ausmass des Massakers ersichtlich wird, ist es bereits Abend. Mehrere Dutzend Muslime sind beim Freitagsgebet von einem rechtsextremen Australier ermordet worden. Die Zahl der Opfer steigt später auf fünfzig Tote.

Für einen gefühlten Augenblick, der das ganze Wochenende anhält, erstarrt Neuseeland. Gewaltorgien kennen wir nur aus Kinofilmen, Anschläge aus den Weltnachrichten. Aber Terror, hier?

Ich schaue online, wie gewohnt, «BBC Newsnight» und das ZDF-«Heute-Journal». Normalerweise sehe ich diese Sendungen, um einmal «richtige» Nachrichten zu sehen und nicht irgendwelchen neuseeländischen Kleinkram. Nur heute dreht sich alles um Neuseeland. Mein guter Bekannter Raf Manji, Stadtrat in Christchurch, erklärt der BBC, was nun getan werden muss. Marietta Slomka moderiert im «Heute-Journal» Christchurch an und spricht es wie Christ-Stollen aus. Kein Wunder, wir waren nie zuvor auf dem ZDF-Radar.

Am Montag trifft sich unser Team zur Morgenrunde. Stille. Beklommenheit. Niemand weiss, was man sagen soll. Wir sind Terror einfach nicht gewohnt.

In der letzten Woche ist das Weltgeschehen nach Neuseeland gekommen. Als Neuseeländer wünscht man sich nichts mehr, als dass es möglichst bald wieder verschwinden möge.

Mein Genua



Renzo Piano, Brückenbauer.

Dies ist meine Stadt, seit meiner Kindheit. Ihr Hafen, die Schiffe, die Kräne – immer ist alles in Bewegung.» Als Renzo Piano, der weltberühmte Sohn Genuas, in einem patriotisch-ehrgeizigen Mitleidsakt nach dem fatalen Einsturz der maroden Morandi-Autobahnbrücke vom vergangenen 14. August sich an den Wiederaufbau machte, hoffte er, Italien aus den Angeln zu heben. Piano rettete schon die zerfallende, verslumte Altstadt. Der Architekt, bereits 81, verkündete, seine neue Brücke, eine Stahlkonstruktion mit 19 elliptischen Pfeilern über 1100 Meter hinweg, werde «tausend Jahre halten» und noch 2019 fertiggestellt.

In Pianos Werkstattlabor sind vollkommene Gebäude wie das Centre Pompidou und in der Schweiz die Fondation Beyeler und das Zentrum Paul Klee entstanden. Schon sein Vater war Bauunternehmer. Piano sieht sich in der Tradition der Renaissance, ein Meister auch des Praktischen (in der Verwendung von Materialien), der den Alltag der Menschen positiv beeinflusst. Doch die Katastrophen-Fossile stehen immer noch im ligurischen Küstenwind, verankert in der chronisch trägen Bürokratie und im toten Fortschrittsglauben der Vergangenheit. In den Betonresten der Brücke wurde Asbest festgestellt. Was aber seit je bekannt ist. Denn damals, in den sechziger Jahren, galt Asbestos (altgriechisch, bedeutet «unvergänglich») als Wunderfaser, und es wurde nicht nur am Bau, sondern in geringen Mengen sogar in Baby-puder, Zahnpasta und Wäsche verwendet – bis seine krebsauslösende Wirkung nachgewiesen wurde. Bei Sprengungen würde Giftstaub freigesetzt. Die Verzögerung beim Bau der Brücke wird vorläufig auf ein Jahr veranschlagt.

Gerade machte Chinas Staatschef Xi Jinping Italien seine Aufwartung. Genua ist ein Wunsch-Terminal der Chinesen für ihr Projekt einer neuen «Seidenstrasse», und die Chinesen sind auch brillante Brückenbauer, wie ihre 55 Kilometer rekordlange Verbindung von Hongkong nach Macau beweist. Der moderne Hafen Genuas entstand nach Pianos Masterplan.

Peter Hartmann

Pro Armee

Von Beat Gygi — Der zivile Teil der Ruag wird es allein schwer haben.

Bundesrätin Viola Amherd hat an der Pressekonferenz zur Aufspaltung des Rüstungs- und Technologiekonzerns Ruag einen Satz gesagt, dar aufhorchen lässt: «Die neue Konzernstruktur ermöglicht es dem Bund, seine Interessen als Eigner der für die Armee tätigen Geschäftsbereiche besser wahrzunehmen.» Daraus muss man schliessen, dass die heutige Ruag, die einen Armeeorientierten Teil sowie einen auf Zivilgeschäft und Ausland ausgerichteten Teil hat, für Bund und Armee die schlechtere Lösung darstellt.

Das steht in grellem Gegensatz zu den früheren Plänen und Visionen. Mit der zweiarmligen Konstruktion wollte man seinerzeit ein Unternehmen schaffen, das einerseits in den zivilen und internationalen Märkten derart gut arbeitet und Geld verdient, dass es andererseits die Schweizer Armee umso günstiger beliefern kann. Man zählte auf eine interne Quersubventionierung zugunsten der Armee.

Unklare Verhältnisse

In der Praxis kam es anders: Der zivil-internationale Teil der Ruag war nicht fit genug für die harten Märkte, er verdiente mit dem Weltmarktgeschäft, den Produkten und Dienstleistungen für die Luftfahrt, mit Munition und Elektronik mehr schlecht als recht. Bundesrätin Amherds Bemerkung lässt darauf schliessen, dass die Quersubventionierung offenbar in der unerwünschten Richtung stattfand: Das Armeegeschäft musste erhalten, um den wettbewerbsorientierten Teil zu stützen. Ganz genau kennt man die Verhältnisse allerdings nicht, weil die Produkte und Leistungen für die Armee in der Buchhaltung nie scharf von den anderen Geschäften getrennt betrachtet wurden.

Schon seit längerem geht die Eidgenössische Finanzkontrolle der Frage nach, ob die Ruag-Verantwortlichen der Armee allenfalls zu hohe Rechnungen gestellt haben, um das zivile Geschäft zu stützen. Die Finanzdelegation des Parlaments sucht derzeit Klarheit über die Gewinnmargen verschiedener Ruag-Einheiten zu gewinnen. Im Interesse der Steuerzahler muss man, vor allem die Finanzkontrolle, nun aufpassen, dass die Aufspaltung des Konzerns nicht genutzt wird, um bei den umfangreichen Umbauarbeiten rasch Löcher zu stopfen, bevor diese öffentlich sichtbar werden.

Schutzgeldzahlung

Von Christoph Mörgeli — Der Nationalrat sagt «Ja, aber» zur EU-Kohäsionsmilliarde. Das Erpresserische dieser Zahlung für den europäischen Marktzugang bleibt ein Ärgernis.

Nach dem Bundesrat hat nun auch der Nationalrat die Kohäsionszahlung von 1,3 Milliarden Franken an Ost- und Südeuropa mehr oder weniger durchgewinkt – er will einzig keine «diskriminierenden Massnahmen» seitens der EU tolerieren. Schon die Präambel des fixfertig ausgehandelten institutionellen Abkommens macht klar, dass weitere Milliarden von der Schweiz erwartet werden. Es gelte nämlich, «zur Reduktion der wirtschaftlichen und sozialen Disparitäten» zwischen den europäischen «Regionen» beizutragen – von Staaten ist in der EU schon gar nicht mehr die Rede. Es geht um «autonome Beiträge der Schweiz an verschiedene Projekte und Programme in der Europäischen Union angesichts ihres Zugangs zum EU-Binnenmarkt».

Wenn in der Aussenpolitik von «wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten» gesprochen wird, ist die Konsequenz klar: Die Schweiz muss zahlen. Der Uhrenunternehmer Nick Hayek hat in der letzten «Samstagsrundschau» von Radio SRF Bemerkenswertes gesagt. Schon der deutsche Kanzler Helmut Kohl habe anlässlich eines Besuchs bei Hayeks Vater das Interesse der EU an der Schweiz so begründet: «Es geht um Kohle.» Und er habe damit keineswegs an Braunkohle gedacht.

Anrühige Checkbuchpolitik

Die Checkbuchpolitik der Schweiz gegenüber der EU bleibt anrühig, die einseitigen Tributzahlungen für den Marktzugang haben etwas Unappetitliches. Zumal die EU mehr in die Schweiz exportiert als umgekehrt. Ein echt liberaler Freihandel verträgt sich schlecht mit zusätzlichem Schmier und Salben. Obendrein geht der Löwenanteil des Geldes direkt an unsere wirtschaftlichen Konkurrenten mit viel höherem Wirtschaftswachstum. Auch gehören Firmenauslagerungen nach Polen heute zum Schweizer Wirtschaftsalltag. Wir haben der EU im Dienstleistungsbereich unseren Markt geöffnet, ohne dafür Gegenrecht zu erhalten. Der frühere Aussenminister Joseph Deiss (CVP) sprach bei der ersten Kohäsionsmilliarde von einer «kleinen Geste», sein derzeitiger Amtsnachfolger Ignazio Cassis (FDP) von einem «winzigen Beitrag». Der gewöhnliche Bürger staunt, in welchen Vermögensverhältnissen diese Herren offenbar leben.

Die Vertreter der SVP wehrten sich wortreich gegen die Zahlung, mussten sich aber vorwerfen lassen, sie hätten kein Referendum ergriffen. Eine Volksabstimmung wird es also

nicht geben. Die Linke stimmte dem Beitrag bedingungslos zu, während sich die Mitte schliesslich mit der Forderung durchsetzte, dass keine diskriminierenden Bedingungen der EU akzeptiert würden. Damit schuf der Nationalrat eine Differenz zum Ständerat und kann so die unpopuläre Milliardenzahlung vielleicht über die eidgenössischen Wahlen vom Herbst retten – in der Kleinen Kammer raunte man sogar über einen einzufordernden Zusatzbericht des Bundesrats.

Der Umgang mit den Kohäsionsgeldern in den Empfängerländern ist – wie Kenner vor Ort immer wieder bestätigen – mitunter durchaus problematisch. Viel Geld geht an nutzlose Projekte, fragwürdige Organisationen oder versickert ganz in der Bürokratie. Auch hat die helvetische Finanzspritze zur Folge, dass Polen, Rumänien und Bulgarien ihre Ressourcen vermehrt in die militärische Aufrüstung stecken können. Vom Abfluss in die Administration profitiert auch unser eigener Verteilapparat, werden doch neckischerweise von der Ost- und Südhilfe 65,1 Millionen Franken für «Eigenaufwand der Bundesverwaltung» abgezweigt.

Es sind gemeinhin kriminelle Organisationen, die Schutzgeld erpressen. Im Gegensatz zur Kohäsionsmilliarde, welche die EU am Ende bedingungslos einsacken wird, geniesst der Zahler an die Mafia nachher immerhin einen gewissen Schutz.



«Winziger Beitrag»: Aussenminister Cassis.

Schwerkriminell per Whatsapp

Von Rico Bandle — In einer Zürcher Gemeinde wird ein zwölfjähriger Bub von der Polizei aus dem Klassenzimmer abgeführt, weil er auf seinem Handy ein Gewaltvideo weitergeleitet hat. Kein Einzelfall.



Hat die Schule überreagiert?

Das Unheil nimmt an einem Sonntagabend seinen Anfang. Ein zwölfjähriger Junge, nennen wir ihn Boris, erhält von einem Kollegen eine Whatsapp-Nachricht. Inhalt: zwei blutrünstige Filme, in denen Körper aufgeschlitzt werden. Der Bub leitet die Videos kurzerhand in den Klassenchat weiter. Die Filme sind also für alle seine Mitschüler einsehbar. Hierfür sind nur wenige Sekunden nötig.

Ein fataler Entscheid.

Am nächsten Morgen, etwa um 10 Uhr, trifft im Schulhaus des Buben in einer Zürcher Landgemeinde die Polizei ein. Die Beamten holen drei Schüler der ersten Sek-B-Klasse (früher Realschule) aus dem Unterricht, die mutmasslich mit dem Video in Zusammenhang stehen. Zwei von ihnen händigen sofort ihr Smartphone aus. Boris, der Hauptverdächtige, hat das Telefon nicht dabei, schliesslich besteht in der Schule ein Handyverbot.

Nach der Befragung fährt ein Polizist den Jungen mit dem Streifenwagen nach Hause, um das Beweismittel sicherzustellen. Die Eltern wissen von all dem nichts. Niemand, weder die Schule noch die Polizei, erachtet es als nötig, sie zu informieren. Erst am Mittag, als das Prozedere zu Ende ist, ruft der eingeschüchterte Junge vom Festnetz aus seine nichtsahnende Mutter an und erzählt, was passiert ist.

Für Boris und seine Mutter ist die Sache damit noch lange nicht ausgestanden. Am Mittwoch verbringen die beiden eineinhalb Stunden auf dem Polizeiposten für die Einvernahme. Der Junge wird sich voraussichtlich noch vor der Jugendanwaltschaft verantworten müssen und hat mit disziplinarischen Massnahmen der Schule zu rechnen. Es wird Wochen, wenn nicht Monate dauern, bis wieder Ruhe einkehrt.

Lehrer sollen Schüler anzeigen

Der Fall erinnert an jenen des jungen St. Gallers, der 2018 ein Köpfungsvideo der Terrororganisation IS per Whatsapp an Freunde weitergeleitet hatte – nicht etwa aus Sympathie, sondern um auf deren Grausamkeit aufmerksam zu machen. Um 5.30 Uhr am Morgen standen rund ein Dutzend schwerbewaffnete Polizisten vor seiner Haustür, angeführt von der Anti-Terror-Einheit.

Ganz so extrem war es bei Boris nicht, doch auch in seinem Fall stellt sich die Frage nach der Verhältnismässigkeit. Der labile Junge fehlte in der Folge mehrere Tage in der Schule, dermassen war er mitgenommen von der Polizeiaktion. Laut eigenen Angaben sei er von einem anderen Schüler zur Weiterleitung des Videos angestachelt worden, was schwer nachzuprüfen ist. Offenbar wurden aber keine

weiteren Gewaltfilme auf seinem Handy gefunden, es handelt sich also kaum um einen notorischen Verbreiter solcher Inhalte.

Trotzdem ist nun eine ganze Armada von Leuten mit dem Fall beschäftigt: die Klassenlehrerin, die Schulleiterin, der Geschäftsführer der Schulgemeinde, der Jugenddienst der Kantonspolizei und die Jugendanwaltschaft. Womöglich wird auch ein Verfahren gegen die Polizei eröffnet: Die Mutter des Kindes klärt zurzeit ab, ob es rechtens war, dass die Polizei ohne Hausdurchsuchungsbefehl ihre Wohnung betreten hat, um Boris' Mobiltelefon sicherzustellen. Der Fall bindet wochenlang eine Unmenge an Ressourcen – für alle Seiten eine enorme Belastung.

Hat die Schule überreagiert? Oder die Polizei? Zum laufenden Verfahren will niemand Auskunft geben. Was sicher ist: Es handelt sich keineswegs um einen Einzelfall. Spricht man mit Jugendlichen, so haben fast alle schon Erfahrungen gemacht mit Gewalt- oder Pornografievideos auf Whatsapp. Vor einigen Tagen sorgte ein «Nazi-Chat» an einer Oberstufe für Schlagzeilen, an dem rund 200 Personen beteiligt waren. Verbotene Bilder und Videos üben auf Adoleszente eine enorme Faszination aus, das ist heute nicht anders als früher; in der virtuellen Welt kommt man jedoch viel einfacher mit ihnen in Berührung.

Dass das Weiterleiten von verbotenem Material geahndet werden muss, darüber sind sich alle einig, auch Boris' Mutter. Die Frage ist:

Eine ganze Armada von Experten ist mit dem Fall beschäftigt.

Wie? Boris' Schule hat sofort die Polizei eingeschaltet, als sie vom Video Kenntnis hatte. Gemäss Kantonspolizei Zürich ist dieses Vorgehen korrekt. «Es handelt sich um ein Offizialdelikt», sagt Polizeisprecher Florian Frei. Das Merkblatt «Bliib sauber» informiert Lehrer über die Rechtslage: «Wenn Jugendliche solche Bilder gem. Art. 135 (Gewaltdarstellungen) oder 197 Abs. 4ff StGB (harte Pornographie) herstellen, untereinander weitergeben oder vom Internet herunterladen, machen sie sich strafbar. Verboten ist somit bereits der blosse Besitz», heisst es da. Und: «Lehrpersonen haben das Recht, Schülerinnen und Schüler anzuzeigen, die ein Handy mit den beschriebenen Darstellungen auf dem Schularéal mitführen.»

Anders als bei Erwachsenen stehe bei Jugendlichen wie Boris nicht die Bestrafung im Vordergrund, «sondern Schutz und Erziehung», sagt Polizeisprecher Frei. Für Boris' Mutter, die sich mit aller Kraft für ihr Kind einsetzt, sind das leere Worte. Wie mit ihrem Sohn umgegangen wurde, ist für sie weit entfernt von kindgerecht.



Kampf gegen Windmühlen: Elias Meier in der Belle-Epoque-Villa, die er mit seiner Mutter bewohnt.

Kopf der Woche

Störenfried von Grenchen

Von Alex Baur — Seit Jahren kämpft Elias Meier, 23, gegen ein gigantisches Windprojekt und andere undurchsichtige Millionengeschäfte bei den Städtischen Werken in Grenchen. Lange sah es nach einem aussichtslosen Kampf aus. Doch jene, die Meier einst belächelten, drehen inzwischen im roten Bereich.

Die bizarre Strafaktion sorgte landesweit für Schlagzeilen und Kopfschütteln: Anfang Jahr kürzten die Städtischen Werke Grenchen (SWG) dem lokalen Turnverein Grenchen (TVG) «per sofort» das Sponsoring. SWG-Direktor Per Olof Just liess keine Zweifel offen: Der Grund war einzig und allein die Kritik, die «Vereinspräsident» Elias Meier seit Jahren am undurchsichtigen Geschäftsgebaren der Städtischen Werke und an dessen Direktor übt. Zugleich kündigte Just eine Strafanzeige gegen Meier wegen übler Nachrede und unlauteren Wettbewerbs an.

Selten hat ein öffentliches Unternehmen in der Schweiz derart unverfroren seine Macht ausgespielt, um einem Kritiker den Mund zu stopfen. Per Olof Just könnte allerdings ein Eigentor geschossen haben. Die Kollektivstrafe gegen die Turner kam in Grenchen gar nicht gut an. Der fälschlicherweise als «Präsident» bezeichnete

Elias Meier – er ist lediglich ein Mitglied der Geschäftsleitung – war nie in Turnhosen gegen die Städtischen Werke angetreten, wie in Grenchen jeder weiss. Was Zwist im Turnverein auslösen sollte, sorgte vielmehr für einen Schulterchluss.

Alles andere als umweltfreundlich

Für viele lieferte Just damit den ultimativen Beweis für seine Selbstherrlichkeit. Die bereits im letzten Jahr angedrohte Strafaktion kann allerdings auch darauf hindeuten, dass die Nerven bei den Städtischen Werken blankliegen. Wenn ein öffentlicher Versorgungsbetrieb sich nicht mehr anders gegen Kritik zu wehren weiss, dann fehlt es offenbar an Argumenten. Den 23-jährigen Elias Meier scheint Justs Zorn derweil nicht einzuschüchtern, sondern vielmehr anzuspornen. Per Leserbrief in der *Solothurner Zeitung* und im *Oltner Tagblatt* schiesst er ungerührt zurück.

Im Leserbrief vom 11. März eröffnete Meier eine neue Front: die gasbetriebenen Busse in Grenchen. Wie steht es nun genau um Gebühren, Subventionen und Quersubventionierungen? Wozu dient der 9,4-Millionen-Franken-Kredit der Postfinance an die SWG? Wer finanziert die Sanierung der Wasserleitungen (34 Millionen Franken) und das Windpark-Projekt (bis zu 35 Millionen Franken) genau? Wer haftet? Die Städtischen Werke sagen dazu nichts. Und genau das ist es, was Elias Meier auf die Palme treibt: Der Monopolist gebärdet sich wie ein privates Unternehmen, wenn es um die Transparenz geht – doch die Allgemeinheit trägt das volle Risiko, ohne mitreden zu dürfen.

Im Rahmen einer Maturaarbeit wurde Elias Meier 2013 auf das Thema Windpark aufmerksam. Der Gymnasiast war begeistert von den alternativen Stromgeneratoren der Zukunft. Doch je tiefer er sich ins Thema einarbeitete,

desto deutlicher wurde ihm bewusst, dass die auf dem Grenchenberg geplanten Windmühlen alles andere als umweltfreundlich und für die Stromproduktion ebenso ungeeignet wie unwirtschaftlich sind. Man verspricht dem Bürger, mit den Monstertürmen Kohle- und Kernkraftwerk zu ersetzen. Doch Meier kam zum Schluss, dass es bei Marktpreisen von 5 Rappen sowie Subventionen von 21,5 Rappen pro Kilowattstunde allein um die Bewirtschaftung von Fördergeldern ging.

Fronten quer durch alle Parteien

Der Teenager wollte es genau wissen. Er liess sich nicht mit branchenüblichen Hochglanzprospekten und Powerpoint-Präsentationen abspesen, sondern verlangte Einsicht in den Businessplan, in die Umweltberichte und Risikoanalysen. Doch bei den SWG stiess er damit auf Granit. Als Unternehmen stehe man in einem knallharten Wettbewerb, hiess es, Geheimhaltung sei daher von existenzieller Bedeutung. Für Meier war das ein schlechter Witz.

Denn erstens sind die Städtischen Werke kein privates Unternehmen, das Gewinne erzielen muss, sondern ein Monopolbetrieb der öffentlichen Hand, der die Bevölkerung kostendeckend mit Wasser, Gas und Strom zu versorgen hat. Und zweitens ist bei der Bewirtschaftung von Fördergeldern weit und breit kein Markt in Sicht. Wer wie viel Subventionen für welches Projekt kriegt, bestimmt allein der Staat. Keinem Privatunternehmen würde es einfallen, auf dem Grenchenberg oder anderswo Windmühlen aufzustellen, um damit auf dem realen Strommarkt Geld zu verdienen.

Elias Meier hat inzwischen seine Ausbildung abgeschlossen, mit dem Bachelor of Arts in Primary Education (vulgo Primarlehrerdiplom). Zusammen mit seiner Schwester, einer Uhrmacherin, und seiner Mutter, einer Sozialpädagogin, bewohnt er in Grenchen eine herrschaftliche Villa aus der Belle Epoque. Seinen Lebensunterhalt verdient Meier, der bereits als Fünfjähriger seine erste Zeitung las und einst eine Klasse übersprungen hat, mit der Betreuung von hochbegabten Kindern.

Doch Meiers hauptsächliches Engagement ist ehrenamtlicher Natur. Als Präsident des Vereins «Freie Landschaft – Paysage libre» kämpft er gegen Windmühlen im ganzen Land, und als Präsident von «Pro Grenchen» schaut er vor allem dem lokalen Monopolisten SWG auf die Finger. Anfänglich provozierte der hagere Bursche bei der mächtigen Öko-Lobby und den Städtischen Werken bestenfalls ein mitleidiges Lächeln. Doch diese Zeiten sind vorbei. Wenn heute landesweit ein Windpark nach dem andern gebodigt wird, so hat oft Elias Meier die Finger mit im Spiel. Und auch den Granden der SWG ist das Lachen schon lange vergangen.

Die Städtischen Werke von Grenchen wurden 1995 unter dem legendären Stadtpräsidenten Boris Banga (SP) aus der Verwaltung ausgeglie-

dert und in ein öffentlich-rechtliches Unternehmen umgewandelt, dessen Eigentümerin die Stadt Grenchen ist. Man wollte die Politik aus den SWG heraushalten. Dagegen hat Meier überhaupt nichts einzuwenden, im Gegenteil. Und das ging auch so lange gut, wie sich der Betrieb auf sein Kerngeschäft beschränkte, das Versorgungsmonopol. Die Probleme begannen mit dem Windpark, einem spekulativen Millionenprojekt, das viel mit Politik und Ideologie, aber herzlich wenig mit der Versorgung von Grenchen zu tun hat.

Beim Umbau der SWG zu einem gewinnorientierten Unternehmen spielte Per Olof Just eine Schlüsselrolle. 2004 übernahm der Macher das Zepter, er zog eine zum Teil deutsche Crew nach, die nach seiner Pfeife tanzte. Ein Meilen-

Mit Hochglanzprospekten und Powerpoint-Präsentationen liess sich der Teenager nicht abspesen.

stein war die Übernahme der Baufirmen Panaiia & Crausaz AG sowie der Enrico Bigolin AG durch die SWG im Jahr 2013. In einem Jahr steigerte Just den Gewinn der zur Panaiia & Crausaz AG fusionierten Firma von 78 000 auf gut eine halbe Million Franken.

Doch der Erfolg war zweischneidiger Natur, kamen doch 85 Prozent (2014) beziehungsweise 78 Prozent (2015) der Aufträge von den SWG. Es war just die Zeit, als bei der Trinkwasserversorgung der Leitungsdruck erhöhte wurde, was zu über fünfzig Rohrbrüchen führte. Männiglich fragte sich, ob all die Baustellen, an die man sich in Grenchen nun gewöhnen musste, einfach eine Arbeitsbeschaffung für die volkseigen-private neue Baufirma der SWG waren. Mittlerweile rühmt sich die Panaiia & Crausaz AG zwar eines Anteils von 40 Prozent an Fremdaufträgen. Doch das gefällt den privaten Baufirmen nicht, die keine faktische Staatsgarantie im Rücken haben und unlauteren Wettbewerb wittern.

2013 war auch das Jahr, in dem der sozialdemokratische Wirbelwind Boris Banga das Stadtpräsidium räumen und dem freisinnigen François Scheidegger weichen musste. Auf politischer Ebene ging die rot-grüne Bonanza damit zu Ende. Im Mai 2017 lehnte Grenchen als einzige Schweizer Stadt die Energiewende mit 56 Prozent Nein-Stimmen überraschend deutlich ab. Im selben Jahr verlor die SP im Grenchner Gemeinderat ihre traditionelle Mehrheit, ausgerechnet zugunsten der SVP.

Aus linker Perspektive war der Verlust der traditionell roten Uhrenstadt ein frustrierendes Ereignis, das im SRF-Dok-Film «Die schweigende Mehrheit» von Karin Bauer eindrücklich aufgezeigt wird. Der im Sommer 2017 aufgezeichnete Streifen über den mittleren Westen der Schweiz, wo die Menschen jede Hoffnung und den demokratischen Kompass verloren haben, besagt allerdings mehr über

die Gemütslage einer Trump-traumatisierten Filmerin aus Zürich als über Grenchen. Elias Meier spielt in Bauers Film den Part eines jungen Desperados, der mit seinem Elektromobil durch leere Strassen kurvt und erfolglos das resignierte Volk zu mobilisieren versucht.

Tatsächlich war 2018 vielleicht Meiers erfolgreichstes Jahr. Die Lokalpolitik war so spannend wie schon lange nicht mehr. Den Anstoss gab eine Motion, mit der die Städtischen Werke wieder unter die Fittiche der Stadt Grenchen genommen werden sollten. In einem Flugblatt forderte Elias Meier demokratische Mitsprache, Transparenz und eine Schuldengrenze bei den Städtischen Werken. Die SWG sollten sich wieder auf ihre Kernaufgaben beschränken. Über 300 Stimmberechtigte nahmen am 19. Juni 2018 an der Gemeindeversammlung teil. Nach einer lebhaften Debatte wurde Meiers Motion zwar abgelehnt. Doch die Fronten verliefen quer durch alle Parteien. Die Zeiten, in denen die SWG hinter verschlossenen Türen Millionenprojekte lancieren konnten, scheinen passé.

Vielsagender Gegenangriff

Als Ende 2018 auch noch ruchbar wurde, dass die SWG mehrere Immobilien zum Verkauf anboten oder schon verkauft hatten, welche die Stadt dem Betrieb bei der Ausgliederung geschenkt hatte, kippte bei vielen Grenchnern die Stimmung vollends. Die Fraktionen luden den Verwaltungsrat der SWG zu einer Aussprache ein. Leider fand dieser aber keine Zeit und zitierte den Gemeinderat auf den 9. Januar zu sich. Die Politiker weigerten sich, dem Aufgebot Folge zu leisten. Man kann es als politisches Geplänkel abtun, doch es bringt das Problem auf den Punkt. Wer hat bei den Städtischen Werken Grenchen eigentlich das Sagen: deren Organe oder die Allgemeinheit als Eigner?

Vor diesem Hintergrund machte Per Olof Just seine Drohung wahr, verfügte die Kollektivbestrafung des Turnvereins und reichte eine Strafanzeige gegen Elias Meier ein. Der *Weltwoche* liegt die Anzeige vor. Stein des Anstosses war ein Leserbrief, in dem Elias Meier den Gemeinderat auffordert, das Heft bei den SWG in die Hand zu nehmen. Meier ruft Direktor Per Olof Just dazu auf, sich auf das Tagesgeschäft zu beschränken; indem Just die Strategie der Firma festlege, überschreite er seine Kompetenzen. Gemäss Just ist diese Kritik ehrverletzend und erfüllt den Tatbestand des «unlauteren Wettbewerbs».

Stadtpräsident François Scheidegger, von Amtes wegen VR-Präsident bei den SWG, hat schon mal verlauten lassen, dass er mit der Strafaktion gegen den Turnverein und Meier nichts zu tun habe, dass er diese auch nicht billige. Deutlicher kann man kaum aufzeigen, wer bei den Städtischen Werken Grenchen wirklich das Sagen hat. Wie ein Monopolbetrieb dem «unlauteren Wettbewerb» ausgesetzt sein soll, bleibt im Übrigen schleierhaft.

Personenkontrolle

Bischof, Hegglin, Schneider-Schneiter, Maurer, Gasser, Amstutz, Aeschi, Pardini, Ducrey, Couchepin, Mörgeli, Rimoldi, Müller, Köng, Jacobi, Weidel

Pirmin Bischof, Peter Hegglin und Elisabeth Schneider-Schneiter, Rechtssuchende, warten auf Gerechtigkeit. Die CVP-Parlamentarier führen vor Bundesgericht Beschwerde gegen den Bundesrat, der vor der Abstimmung über die CVP-Volksinitiative «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe» im Februar 2016 arg falsche Zahlen präsentiert hatte. Lediglich 80 000 Zweiverdiener-Ehepaare seien von der verfassungswidrigen Steuermehrbelastung betroffen, hiess es damals im Abstimmungsbüchlein; die Initiative wurde an der Urne abgelehnt. Letztes Jahr dann gab das Finanzdepartement von Ueli Maurer (SVP) bekannt, dass man falsch gerechnet habe und es effektiv um mehr als 700 000 Ehepaare gehe, die unter der Heiratsstrafe litten. Die CVP sieht sich um ihren Abstimmungserfolg geprellt und fordert, dass der Urnengang von 2016 wegen der Falschinformation des Stimmvolks aufgehoben werde. Am 10. April nun wird das Bundesgericht über den Fall entscheiden. Es tut dies in einer öffentlichen Sitzung, was heisst, dass die Sache unter den Lausanner Richtern umstritten ist. (fon)

Jörg Gasser, Job-Hopper, vollzieht einen überraschenden Karrieresprung. Auf Ende Februar schmiss er nach bloss drei Jahren seinen Job beim Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF). Wie die NZZ jetzt vermeldete, wird der Intimus von alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) neuer CEO der Schweizerischen Bankiervereinigung. Das durfte man nicht erwarten – zumal Gasser keine Erfahrung im Bankensektor vorweisen kann und bloss während seiner drei Jahre als SIF-Staatssekretär mit der Finanzwelt zu tun hatte. Es bleibt zu hoffen, dass Gasser für die Banken mehr erreichen wird als in seiner früheren Funktion. Für ihn persönlich ist die Rechnung aber so oder so schon aufgegangen: Er wird bei der Bankiervereinigung erheblich mehr verdienen als beim Bund. (hmo)

Adrian Amstutz, Greifvogel-Freund, hat einen interessanten Zeitvertreib für die Zeit nach der Politik gefunden. Der frühere SVP-Fraktionschef hat schon vor einiger Zeit bekanntgegeben, dass er am Ende der laufenden Legislatur zurücktritt. Ihm werde es schon nicht langweilig, liess er während der Frühlingssession des



Missliche Lage: Postfinance-Chef Köng.



Falke: SVP-Nationalrat Amstutz.



Widerstand: SP-Nationalrat Pardini.



Sprung: Staatssekretär Gasser.



Widerborstig: AfD-Abgeordnete Weidel.

Nationalrats auf Anfrage wissen. Amstutz, der als Politiker eigentlich selber zu den Falken gehörte, ist nämlich in seiner Freizeit ein passionierter Falkenhalter. Jetzt wird er genügend Zeit haben, um sich intensiv der Falknerei zu widmen, wie sämtliche Aktivitäten zwischen Mensch und Greifvogel im Fachjargon umschrieben werden. (hmo)

Thomas Aeschi und Corrado Pardini, Waffenbrüder in Sachen Rahmenabkommen, haben einen gemeinsamen Auftritt im britischen *Telegraph*. Die Zeitung lobt den Widerstand der beiden Politiker und ihrer jeweiligen Organisationen gegen das Rahmenabkommen mit der Europäischen Union. «Das Schweizer Volk lehrt uns Briten, wie man mit einem EU-Ultimatum umgeht», titelt das Blatt. Brüssel sei mit seiner Halsstarrigkeit und Gesprächsverweigerung auf dem besten Weg, seine enge Nachbarschaft nachhaltig zu vergraulen. (fsc)

Pierre Ducrey, Geschichtsklitterer, hat eine Biografie über alt Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) für das neu herausgegebene Bundesratslexikon verfasst. Anfang 2008 habe Couchepin den «Lapsus» begangen, den Na-

men von Nationalrat Christoph Mörgeli als «Mörgele» auszusprechen, was «einige Anwesende sofort als eine Anspielung auf Josef Mengele, den Lagerarzt im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, gedeutet» hätten. Verharmlosender, ja falscher geht's nicht mehr. Tatsächlich lautete Couchepins wohlvorbereitete Pointe an jener Kommissionssitzung wörtlich so: «Es gibt doch noch Dinge, die zu tun man kein Recht hat. Nicht wahr? Sonst kommt man zur Forschung des Doktors [Kunstpause], ich musste mich nach seinem Namen erkundigen, weil ich glaubte, dass es Doktor Mörgele war, aber es war Doktor Mengele.» Vielleicht kann man Professor Ducreys unhistorische Couchepin-Lobhudelei entschuldigen. Von neuerer Zeitgeschichte muss er nichts verstehen. Er ist von Beruf nämlich Archäologe. (gut)

Nicolas A. Rimoldi, prinzipientreuer Jungfreisinniger, war eigentlich für eine Nationalratskandidatur auf der Liste der FDP Luzern vorgesehen. Bei den Luzerner Liberalen ist es Usus, dass ein Vertreter der Jungpartei einen prominenten Listenplatz bekommt. Doch nachdem die FDP-Bundeshausfraktion – unter Mitwir-

kung des Luzerner Ständerats Damian Müller (FDP) – sich vorzeitig und kategorisch für das Rahmenabkommen mit der EU ausgesprochen hat, machte Rimoldi einen Rückzieher. «Das bedingungslose Ja der Fraktion» sei seine «persönliche rote Linie», schrieb Rimoldi an die Partei. Sein Brief zieht seither weite Kreise in der Kantonalpolitik. «Meine Prinzipien, meine Werte und Überzeugungen erlauben mir nicht, für eine Fraktion zu kandidieren, die diesen bedenklichen Entscheid fällt», schreibt Rimoldi weiter. (fsc)

Hansruedi Köng, Zaungast, sieht seine Felle davonschwimmen. Als CEO bei der Postfinance ist er in Anbetracht anhaltender Tiefzinsen sowieso in einer misslichen Lage. Doch jetzt droht gar eines der wenigen zukunftsfähigen Produkte seiner Firma unter die Räder zu kommen. Wie das Finanzportal Finews berichtet, schert die Credit Suisse aus und lässt als erste grosse Schweizer Bank mobile Bezahlösungen von Apple, Samsung und eventuell Google zu. Konkurrenz erfährt damit die Schweizer Mobile-Bezahlösung Twint, die 2014 von Postfinance gegründet wurde und an der zwischenzeitlich zusätzlich auch die SIX-Gruppe und etliche grössere Banken, darunter die Credit Suisse, beteiligt sind. Die Zukunft der für viel Geld entwickelten Schweizer Insellösung Twint sieht düster aus. (fsc)

Isabelle Jacobi, tendenziöse SRF-Radiofrau in Washington, setzt offenbar alles daran, ihrem Schweizer Publikum die USA als Hort des Rassismus zu verkaufen. Dafür hilft sie gerne auch einmal mit einer halsbrecherischen Übersetzung nach. So geschehen in einer rührseligen Reportage für die Wochenendsendung «International». Darin thematisiert Jacobi die Verdrängung armer Schwarzer durch reiche Weisse in Washington, D.C. Zum Schluss lässt Jacobi eine unzufriedene schwarze Bewohnerin zu Wort kommen: «Wenn wir ein bisschen laut Musik hören, holen sie gleich die Polizei.» Diese rücke dann mit Dutzenden Beamten an, weil der Anrufer weiss sei. Wenn allerdings vor ihrer eigenen Haustür ein Verletzter liege und sie die Polizei rufe, «dann muss ich Ihnen nicht sagen, wie lang es geht, bis die Polizei kommt». In Jacobis Übersetzung wird daraus: «[...] dann kommt niemand.» (fsc)

Alice Weidel, deutsche Politikerin mit Schweiz-Bezug, gibt sich widerborstig. Dies geht jedenfalls aus dem Titel ihres neuen Buches hervor: «Widerworte – Gedanken über Deutschland». Darin erklärt sie, warum sie für die Alternative für Deutschland in die Politik gegangen ist: weil sie sich nicht mehr alles gefallen lassen wollte. Für die Leser hat sie einen revolutionären Rat: «Höchste Zeit also, dass wir Bürger wieder auf die Barrikaden gehen.» (ky)

Nachruf



«Mein Leben bestand aus Surfen»: Sound-Ikone Dale.

Dick Dale (1937–2019) — Sein Sound stammte aus einer Zeit, in der die Möglichkeiten der elektrifizierten Gitarre noch in den Kinderschuhen steckten. Zusammen mit der legendären Tüftler-Koryphäe Leo Fender entwickelte Dick Dale einen Klang, der die Gefährlichkeit einer Hochspannungsleitung erahnen liess, doch es war seine Spielweise, die aus der Fender Strat ein, nun ja, bedrohliches Instrument werden liess – sehr laut und sehr, sehr schnell! Jeder, aber wirklich jeder Ton seiner Staccati hatte die Wucht eines

Dieses unverkennbare *twanging* hat Generationen von Gitarristen beeinflusst.

scharf geführten Peitschenknalls, und die Wirkung von Dales Musik in der Epoche vor seiner Wiederentdeckung muss geradezu furchteinflössend gewesen sein. Leo Fender sagte einst über die gemeinsam entwickelten Verstärker: «Wenn sie das Sperrfeuer von Dick Dale überstehen, sind sie fit für jeden Kunden.» Dale sah das ähnlich: «Ich war Fenders Testpilot.»

Dick Dale – ein Name wie die vorbeifliegende Silhouette eines Eldorado Biarritz – wurde als Richard Anthony Monsoeur in Boston geboren, seine Familie stammte ursprünglich aus dem Mittleren Osten. Immer wieder sind denn auch seine Songs von arabisch klingenden Melodielinien durchzogen, die seinen donnernden Instrumentals gelegentlich

einen dunkel exotischen Schleier verliehen. Fasziniert hatte er als Kind seinem Onkel zugehört, wenn dieser abends seine Oud auspackte und die Familie unterhielt. Die eigene Spieltechnik war geprägt vom nervösen Beat des Drummer-Idols Gene Krupa, von den Schreien wilder Tiere und von der Liebe zum Ozean. So wurde Dick Dale schliesslich zum «King of Surf Guitar» – ein Titel, den er irgendwann achselzuckend angenommen hatte.

Anfang der fünfziger Jahre übersiedelte die Familie nach Kalifornien, und dort «entdeckte» der Siebzehnjährige den Ozean und damit das Surfen für sich. Schon im Kindergarten in Boston hatte er

begonnen, auf der Ukulele herumzupfen, später dann auf Suspendosen und Blumentöpfen getrommelt und sich schliesslich seine erste Gitarre gekauft. «Mein Leben bestand aus Surfen – und in den Pausen spielte ich Gitarre.» Da war er besser als seine singenden Nachfolger: Von den Beach Boys kannte sich nur Dennis Wilson auf dem Surfbrett aus.

«Surf Rock» war eigentlich nur eine kurze, wenn auch nachhaltige Episode des Rock'n'Roll. Der Sound, dieses unverkennbare *twanging* des Anschlags mit Echo, hat ganze Generationen von Gitarristen beeinflusst. Jimi Hendrix war ein ebensolcher Fan wie Pete Townshend, Hank Marvin und – nicht zu vergessen – Eddie Van Halen, dessen wild tremolierende Kaskaden nicht nur die Hits der eigenen Band veredelten («Jump»), sondern auch und besonders Michael Jacksons «Beat It».

Nachdem der kurzlebige Erfolg von Dick Dale & The Del-Tones zunächst verebbte, schlug sich der «King» mehr oder weniger angenehm durchs Leben – geplagt von allen Krankheiten, die es üblicherweise zu verhindern gilt: Diabetes, Krebs, Nierenversagen und Wirbelbrüche. Irgendwann einmal wünschte er sich einen schönen Tod auf der Bühne, «in an explosion of body parts». In den neunziger Jahren verhalf ihm Quentin Tarantino «Pulp Fiction» noch mal zu einem schönen Comeback. Am vergangenen Samstag ist Dick Dale im Alter von 81 Jahren gestorben. *Thomas Woerdehoff*

Wissenschaftliches Mobbing

Von Alex Baur — Wer die Prognosen des Weltklimarates anzweifelt, muss mit Ächtung rechnen. Dabei ist das Klima ein komplexes Thema. Die Politik hat das Kommando längst übernommen.



Wie will man das Kommende voraussagen, wenn man nicht einmal das Geschehene richtig versteht? Aletschgletscher.

Es ist das klassische Schema eines Westerns. Auf der einen Seite steht der Held. Er ist jung und aufrecht, ein Mann der Zukunft. Er heisst Reto Knutti, ist 45 Jahre alt, lehrt an der ETH Zürich Klimawissenschaften und wirkt seit 2001 als «bedeutendes Mitglied» (Wikipedia) beim Uno-Weltklimarat (IPCC) mit. Doch Knutti ist immer wieder Ziel perfider Attacken obskurer Mächte. Den Part des Bösewichts spielt Markus Häring. Er ist alt (67), arbeitete einst im Dienst der Erdölfirma Shell, ist Kolumnist bei der *Basler Zeitung* – und er zweifelt am menschengemachten Klimawandel.

Ein richtiger Western endet mit einem Showdown, bei dem der Gute natürlich obsiegt. So weit liess es die *NZZ am Sonntag* allerdings nicht kommen, die den Kampf des edlen Knutti und des düsteren Häring in der Ausgabe vom



10. März auf der Titelseite ankündigte («Klimaleugner diffamieren Wissenschaftler») und danach auf drei Seiten («Im Netz der Klimaleugner») breitwalzte. Denn mit den Skeptikern, so das Fazit des Blattes, sollte man eigentlich nicht einmal streiten. Sie wissen bestenfalls nicht, was sie sagen. Der menschengemachte Klimawandel ist eine wissenschaftlich erhärtete Tatsache, ein Faktum. Wer daran zweifelt, ist entweder ein Ignorant, oder er verfolgt unlautere Ziele.

Rat der Wissenden

Mit der Realität haben der *NZZ*-Western und seine zur Karikatur überzeichneten Antagonisten Reto Knutti und Markus Häring herzlich wenig zu tun. Doch das Muster, welches das Zürcher Intelligenzblatt hemmungslos bespielt, scheint sich in den akademischen Sphä-

ren global durchzusetzen: Die Klimaforschung ist nicht ein Ringen um das bessere Argument, sondern ein Kampf zwischen Wissenden und Dumpfbacken, Fortschrittlichen und Ewiggestrigen, Menschenfreunden und Menschenfeinden (siehe «Top Five der Klimaleugner», Seite 18). Denn beim Klima, das predigt auch das Bundesamt für Energie (BfE) in Bern seit Jahren, gibt es keine Meinungen, nur Fakten und Lügen. Es herrsche ein «97-Prozent-Konsens» (s. Seite 23), der vom Uno-Weltklimarat periodisch neu justiert wird. Und wer die vom Rat der Wissenden amtlich angeordneten Wahrheiten in Frage stellt oder gar ablehnt, ist ein Leugner, ein Feind der Wissenschaft.

Tatsächlich wurde der Treibhauseffekt, der unter anderem dem CO₂ zu verdanken ist und ohne den die Welt eine unbewohnbare Eiswüste wäre, vor über hundert Jahren entdeckt. Es ist auch nicht neu, dass die Gletscher seit der

Mitte des 19. Jahrhunderts, dem Ende der sogenannten Kleinen Eiszeit, am Schrumpfen sind. Margaret Thatcher warnte bereits in den 1980er Jahren – unter anderem in einer Rede vor den Vereinten Nationen – eindringlich vor dem CO₂-Problem. Für die britische Premierministerin war es ein willkommenes Argument im Kampf gegen die Kohlegewerkschaften und für die Kernenergie.

Umweltaktivisten setzten damals allerdings auf das Waldsterben. Erst als das prognostizierte Ende des Baumes Anfang der 1990er Jahre stillschweigend abgesagt wurde, holte man das Klima wieder aufs Tapet. Im Rampenlicht der Weltöffentlichkeit stand nun plötzlich eine wissenschaftliche Randgruppe, die bis dahin ein stiefmütterliches Dasein gefristet hatte. Atmosphärenphysiker, Historiker, Ozeanologen und Glaziologen wurden über Nacht zu Medienstars.

Besonders gefragt waren nach dem journalistischen Grundgesetz natürlich jene, die möglichst düstere Weissagungen machten. Sie erhielten auch die meisten Forschungsgelder. Nur sind Prognosen bei einem derart komplexen Thema eine vertrackte Angelegenheit.

Erde wird immer grüner

Das Klima war immer Wandlungen unterworfen. Man weiss, dass es schon viel kälter war als heute, etwa während der Eiszeiten, oder auch wärmer, etwa im frühen Mittelalter. Über die Gründe – Sonnenaktivität, kosmische Strahlung, Verschiebung der Erdachse, Vulkane, Meteoriten – gibt es viele Thesen, aber nichts Gesichertes. Das ist bis heute so. Doch wie will man das Kommende voraussagen, wenn man nicht einmal das Geschehene richtig versteht?

Dass Treibhausgase wie das CO₂ eine Rolle spielen, ist schon lange bekannt. Viel wichtiger für den Treibhauseffekt ist allerdings unbestrittenermassen der Wasserdampf. Hier wird es aber richtig kompliziert. Je nach Höhenlage, Konzentration und Aggregatzustand kann Wasser in der Atmosphäre die Temperatur auf der Erde erhöhen oder auch senken. Meere reagieren anders als Landflächen. Es gibt natürliche Puffer. CO₂ wirkt wie ein Dünger auf Pflanzen und fördert das Wachstum; unser Planet wird immer grüner, wie die jüngsten Satellitenkarten der Nasa zeigen. CO₂-Fresser sind auch die Abermilliarden von Einzellern in den Ozeanen, die das Kohlendioxid in Kalkablagerungen umwandeln und effizient aus dem Kreislauf entfernen.

Die Klimafrage löste seit der Jahrtausendwende einen veritablen Hype in den Wissenschaften aus. Wer die «Verbreitung der Pharaonenameise in Hinterindien» erforschen will, erhält kaum Geld; setzt man jedoch den Titel «Verbreitung der Pharaonenameise in Hinterindien unter dem Einfluss des Klimawandels», sieht das schon viel besser aus. Der Klimawandel durchdrang nun plötzlich alle

möglichen Forschungsbereiche. Und natürlich durfte kein Forscher zum Schluss kommen, dass ein Grad mehr oder weniger Durchschnittstemperatur in seinem Fall keine Rolle spielt. Er würde damit ja seine eigenen Forschungsgelder kappen.

Wirklich neu sind die computergestützten Klimamodelle, auf die sich der IPCC bei seinen Prognosen beruft. Die Universität Bern spielte in dieser Disziplin eine Pionierrolle. Der Berner Professor Hans Oeschger (1927–1998) war ein international anerkannter Vorreiter der Klimaforschung. Das 2007 gegründete und nach ihm benannte Oeschger Centre for Climate Change Research (OCCR) gilt als Mekka der Klimaprognostiker. Eine Leitfigur auf diesem Gebiet ist der Berner Klimaforscher Thomas Stocker, der seit 1998 auch eine zentrale Rolle beim IPCC spielt. Das Gleiche gilt für seinen akademischen Ziehsohn Reto Knutti. Er wirkt an der ETH Zürich und arbeitet dort an Klimamodellen.

Klima-Code geknackt?

Nun haben Wissenschaftler seit den mittelalterlichen Alchemisten immer wieder versucht, den Code des Universums zu knacken. Karl Marx glaubte, die Gesetzmässigkeiten des menschlichen Lebens durchschaut zu haben und rational steuern zu können. Millionen von Menschen bezahlten seine wissenschaftlichen Visionen mit dem Leben; der Umbau der Gesellschaft nach Marx' Rezepten mündete regelmässig in humanitäre Katastrophen (was viele seiner Anhänger allerdings bis heute nicht beeindruckt). Legionen von grandios gescheiterten Börsengurus, Planern und Politologen



Pionier der Umweltforschung: Geologe Häring.

glaubten schon, die Zukunft wissenschaftlich vorauszusehen. Misst man die Weissagungen am Resultat, bleibt bestenfalls erheiternde Ernüchterung.

Ist beim Klima etwa alles anders? Hat der IPCC den geheimen Code geknackt? Damit die Modellrechnungen überhaupt möglich sind, beschränkt man sich im Wesentlichen auf das CO₂. Die meisten anderen möglichen Faktoren werden ausgeblendet. Das führt zwar zu alarmierenden Resultaten. Ob diese auch mit der Realität übereinstimmen, hängt aber von den Prämissen ab, auf die man die Modelle stützt. Und diese sind mit zahllosen Unwägbarkeiten behaftet.

So funktioniert halt die Wissenschaft, mag man einwenden, nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum. Und das wäre auch nicht weiter tragisch, wenn Fehler zugelassen und akzeptiert würden. Doch die Klimamodelle von Stocker und Knutti schliessen jeden Irrtum aus. Aus ihrer Sicht sind die Modelle keine Hypothesen, wie sie bei jeder Gelegenheit betonen, sondern Fakten, «gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse».

Die Klimaforschung ist ein ungemein facettenreiches und faszinierendes Feld. Fatalerweise ist die Wissenschaft unter dem Schirm der Uno mit der Politik zu einem amalgamartigen Komplex verschmolzen. Welchen Anteil an der Klimaerwärmung man dem Menschen zuordnet, ob man die Folgen mehr oder weniger dramatisch einstuft, ist nicht eine Frage des Abwägens von Wahrscheinlichkeiten, von Thesen und Antithesen, Rede und Gegenrede, sondern primär eine Frage politischer, wirtschaftlicher und ideologischer Interessen.

Erbsenzähler und Modellbauer

Die *Weltwoche* konnte mit einem Studenten reden, der sowohl in Bern wie auch an der ETH Zürich im Bereich der Klimawissenschaften studiert hat. An beiden Hochschulen gebe es, so sagt er, unter den Dozenten «Erbsenzähler» und «Modellbauer». Als «Erbsenzähler» bezeichnet er jene, die anhand von konkreten Daten – etwa Jahrringen in Bäumen, Eiskernen, historischen Quellen und Messungen aller Art – Entwicklungen des Klimas zu rekonstruieren versuchten. Die Resultate stünden bisweilen in einem eklatanten Widerspruch zu den Modellen des IPCC. Doch das werde kaum offen thematisiert. Denn die Deutungshoheit liege bei den «Modellbauern», die kaum Feldforschung betreiben und im Wesentlichen über ihren Computern brüten.

Widerrede sei bei den «Modellbauern» verpönt. Wer grundsätzliche Zweifel anmelde, werde isoliert. Beim OCCR in Bern trage die «unité de doctrine» geradezu sektenhafte Züge. Eigenständiges Denken sei nicht gefragt, die wissenschaftliche Arbeit erschöpfe sich in der Regel im Zitieren bestimmter Autoren. Bei der ETH in Zürich, wo offener diskutiert werde,



Anderer wissenschaftlicher Blickwinkel: Bengtsson, Christy, Curry, Lindzen, Shaviv (v.l.).

Forschung

Top Five der Klimaleugner

Von Alex Baur — Wer die apokalyptischen Klimamodelle relativiert, muss mit heftigen persönlichen Angriffen rechnen. Eine Liste der fünf bekanntesten Wissenschaftler, die trotzdem Kritik wagten.

Lennart O. Bengtsson — Der 1935 in Schweden geborene Umweltwissenschaftler und Meteorologe unterrichtete und forschte als Professor in Grossbritannien und Deutschland. Als Pionier von Langzeit-Wetterprognosen und Klimamodellen galt der hochdekorierte Forscher weltweit als Koryphäe, bis er 2014 in einer Studie Fehler an den Klimamodellen des Uno-Klimarates (IPCC) nachwies. Bengtsson stellte den durch CO₂ verursachten Treibhauseffekt nicht grundsätzlich in Frage, bemängelte aber, dass sich der IPCC zweifelhafter Modelle bediente, welche viel zu dramatische Szenarien prognostizierten.

Als Bengtsson im selben Jahr Mitglied der GWPF (Global Warming Policy Foundation), eines Zusammenschlusses von skeptischen Wissenschaftlern, wurde, brach ein regelrechter Shitstorm über ihn herein. Bengtsson gab in der Folge seinen Rücktritt aus der GWPF bekannt – nicht etwa weil er seine Meinung geändert hatte, sondern weil er die permanenten Anfeindungen nicht auf sich nehmen mochte. «Die Situation erinnert mich an die

McCarthy-Zeiten», hielt er in seinem Rücktrittsschreiben fest, «ich hätte mir etwas Derartiges in der einst friedlichen Gemeinschaft der Meteorologen nicht vorstellen können.» Die GWPF wurde 2009 gegründet, nachdem aufgrund von geleakten E-Mails Manipulationen in der Klimaforschung (Climategate) publik wurden; dem wissenschaftlichen Beirat des GWPF gehören rund drei Dutzend zum Teil namhafte Forscher an.

John R. Christy — Auch der 1951 in Kalifornien geborene Atmosphärenphysiker gehörte zu den Pionieren der Klimawissenschaften. Seit den 70er Jahren war er massgeblich an der Entwicklung von Temperaturmessungen mit Satelliten beteiligt. Bis 2003 wirkte Christy, zeitweise als führender Autor, bei fünf IPCC-Berichten mit. Christy beklagte öffentlich die politische Vereinnahmung der Wissenschaft und den Alarmismus. In einem BBC-Interview verurteilte er das «Gruppendenken» und den «Herdentrieb» in den Klimawissenschaften. Christy warnte davor, aufgrund von ungesicherten Hypothesen die Energie zu verteuern, was zu wirtschaftlichen Schäden führen kön-

ne, die in keinem Verhältnis ständen zu den möglichen Folgekosten der Erderwärmung. Den Zorn der Ökoaktivisten zog er auch mit der Aussage auf sich, dass ein massiver Ausbau der Kernenergie der effizienteste Weg zur Bekämpfung von CO₂-Emissionen wäre. Die relativ kleinen und einfach kontrollierbaren Mengen an radioaktiven Abfällen wären das geringere Übel. Christy liess sich durch die massiven Angriffe aus der Mainstream-Szene allerdings nie entmutigen.

Judith A. Curry — In wissenschaftlichen Kreisen wurde die 1953 geborene und an mehreren amerikanischen Universitäten lehrende Geophysikerin durch atmosphärische Modelle, Fernmessungen sowie die Erforschung von atmosphärisch-ozeanischen Wechselwirkungen, Hurrikanen und Tornados bekannt. 2011 forderte sie ihre Forscherkollegen erstmals öffentlich auf, sich nicht für politische Kampagnen instrumentalisieren zu lassen. Bei einem halben Dutzend Auftritten vor den US-Parlamenten wies Curry immer wieder auf die grossen Wissenslücken bei der Erforschung des Klimas hin, die verlässliche Prognosen verunmöglichten. Curry bemängelte vor allem auch, dass der IPCC die Forschung zu den natürlichen Ursachen des Klimawandels völlig vernachlässige. Die Situation sei derart verfahren, dass man am besten den Reset-Knopf drücken sollte. 2017 wurde Curry unter anderem wegen dieser Aussage vom Georgia Institute of Technology, wo sie fünfzehn Jahre lang gewirkt hatte, in den Ruhestand gemobbt. Seither betreibt sie den Blog «Climate

Et.» (judithcurry.com), der die Debatte versachlichen soll. Persönliche Attacken sind auf diesem Blog strikt verboten, sachliche Kontroversen dagegen erwünscht.

Richard S. Lindzen — Der 1940 geborene amerikanische Mathematiker und Atmosphärenforscher (Massachusetts Institute of Technology, MIT) schrieb bereits 1964 eine Doktorarbeit über die Ozonschicht. Später spezialisierte er sich auf die str-

Generell sei es falsch, von einer «gesicherten Forschung» zu sprechen, sagt Lindzen.

tosphärischen Winde in den Tropen und deren Einfluss aufs Klima. Er gilt als Spezialist für Wolken in hohen Lagen, welche die Temperatur auf der Erde in beide Richtungen beeinflussen können. Lindzen war einer der IPCC-Pioniere, im Bericht von 1995 schrieb er ein ganzes Kapitel. Allerdings war er auch einer der ersten Kritiker an den Modellen des Weltklimarates und den extremen Prophezeiungen, die alles andere als gefestigt seien. Generell sei es falsch, von einer «gesicherten Forschung» zu sprechen. In der Folge war seine Mitarbeit beim IPCC nicht mehr gefragt. Auch Lindzen war fortan persönlichen Diffamierungen des Klima-Establishments ausgesetzt, die ihn an weiteren wissenschaftlichen Publikationen allerdings nicht hinderten.

Nir J. Shaviv — Der 1972 in den USA geborene Physiker (Princeton, Hebrew University of Jerusalem) ist der Jüngste unter den Top Five der von den Apokalyptikern meistgehassten Klimaforscher. Shaviv machte sich bereits im Alter von dreissig Jahren einen Namen bei der Erforschung des Einflusses von kosmischen Strahlungen auf das Erdklima, bei dem unter anderem die Milchstrasse und die Sonne eine wichtige Rolle spielen. Nach seiner Ansicht lassen sich die Schwankungen der globalen Temperatur (Eiszeiten, Wärmephasen), die es schon immer gab, am ehesten durch kosmische Einflüsse erklären. Er stellt den menschengemachten Einfluss auf die Atmosphäre zwar nicht grundsätzlich in Abrede, hält diesen aber für weit geringer als gemeinhin angenommen. Shaviv bezeichnet auch den angeblichen «97-Prozent-Konsens» über den Klimawandel als Unfug: «Wissenschaft ist nicht demokratisch.» Trotz seiner kritischen Haltung hat er schon über hundert wissenschaftliche («peer-reviewed») Berichte publiziert.

sei es eher eine Frage des Lifestyles. Vegan, bio oder solar gelten als coole Attribute, die CO₂-Steuer als Mittel des sozialen Ausgleichs, die Klimawissenschaften als Mittel für den guten Zweck.

Das eingangs erwähnte, von der *NZZ am Sonntag* herbeifabulierte Westerndrama zwischen Reto Knutti und Markus Häring passt perfekt in dieses Schema. Nur ist der Basler Geologe nicht der gelangweilte Pensionär, als der er karikiert wird, «einer von Unzähligen, die Meinungsartikel und Bücher schreiben». Er gehört vielmehr zu den Pionieren der Umweltforschung in der Schweiz.

Nach seinem Studium der Geologie (Physik im Nebenfach) und seinem Doktorat (über Sedimente im Meer) war Markus Häring ein Jahrzehnt lang für den Erdölriesen Shell im Amazonas, in Australien, auf der Nordsee und in Nigeria als Feldforscher tätig. 1991 kam er –



auch aus umweltschützerischen Überlegungen – in die Schweiz zurück, um sein Wissen über Tiefenbohrungen im Bereich der Erdsonden zu nutzen. Er zog mehrere Projekte erfolgreich durch und wurde deshalb zu einem gefragten Fachexperten beim Bundesamt für Energie in Sachen Geothermie.

Preis für die ernüchternde Erkenntnis

1999 wurde Häring mit der Planung und der Leitung eines 60 Millionen Franken teuren Geothermie-Versuchsprojektes bei Basel betraut. Es gelang, in eine Rekordtiefe von 5009 Metern zu bohren. Das Einpumpen von Wasser unter hohem Druck zur grossräumigen Auflockerung des Untergrundes – anders ist die nur langsam nachfliessende Wärme aus der Tiefe nicht zu gewinnen – löste ein leichtes Erdbeben (3,4 Grad auf der Richterskala) aus. Das Pro-

jekt wurde abgebrochen. Doch die 60 Millionen waren nicht verloren. Es war der Preis für die Erkenntnis, dass in der Schweiz die Stromproduktion aus Geothermie auf absehbare Zeit keine Option ist, auch weil die Energiedichte schlicht und einfach zu gering ist.

Häring arbeitete denn auch weiter für das BfE. Während Jahren erforschte er im Auftrag des Bundes die unterirdische Einlagerung der CO₂-Emissionen von Gaskraftwerken, die man als Ersatz der Kernenergie in Erwägung zieht. Häring gelangte 2015 zum Schluss, dass die unterirdische Einlagerung von CO₂ in der Schweiz nicht nur an der Wirtschaftlichkeit scheitert, sondern auch mit Risiken behaftet ist, die in keinem Verhältnis zum Ertrag stehen. Das Resultat widersprach natürlich den politischen Vorgaben. Seither bekam Häring keine Aufträge mehr vom BfE.

Markus Häring mag kein Klimaforscher im engeren Sinne sein. Doch mit der Erdgeschichte, den physikalischen und chemischen Vorgängen und insbesondere mit dem CO₂ hat er sich ein Leben lang wissenschaftlich befasst. Er verfügt aber auch über eine praktische Erfahrung im Energiebereich. Anders als jene, die ihn verspotteten, ist er nicht nur auf ein Spezialgebiet fokussiert.

Genau das ist es, was Härings faktenreich und nüchtern verfasste Bücher über den «2000-Watt-Irrtum» und den «Sündenbock CO₂» von den futuristischen Theorien und Modellen abhebt: Der Autor deckt Schwachstellen bei den Mainstream-Theorien auf und plädiert für eine pragmatische Gesamtschau, die soziale, ökonomische und physikalische Aspekte miteinbezieht. Er ist Mitglied des Carnot-Cournot-Netzwerks, eines Zusammenschlusses von kritischen Wirtschaftsführern, Ökonomen, Ingenieuren und Naturwissenschaftlern, die nach alternativen Ansätzen im Umweltbereich suchen.

Angriff auf die Wissenschaft

Markus Häring hat nie behauptet, im Besitze der allein seligmachenden Wahrheit zu sein. Er verzichtet auch auf persönliche Angriffe gegen die «Modellbauer» der Klimatheorie – was ihm die *NZZ am Sonntag* implizit unterstellt (ohne dafür einen Beleg zu liefern). Sehr wohl kritisiert und hinterfragt er aber die Klimamodelle des IPCC. Doch Professoren wie Reto Knutti und Thomas Stocker betrachten jeden Einspruch als Angriff auf die Wissenschaft.

Tatsächlich liegt die grösste Bedrohung in genau dieser Geisteshaltung. Denn eine Wissenschaft, die sich selber nicht mehr permanent in Frage stellt und stellen lässt, sondern Hypothesen als ultimative Wahrheiten definiert, Zweifler mit den Mitteln des Mobs lächerlich macht, als Leugner ausgrenzt und kaltstellt, die sich politischen Zielen und Ideologien unterordnet, hat ihre wichtigste Tugend verloren – und damit auch jede Glaubwürdigkeit.

Fakten zum Klimawandel

Von Roger Köppel und Ulli Kulke — Bevor Sie wegen der Klimapanik aus dem Fenster springen, sollten Sie diesen Artikel lesen. Wir präsentieren die wichtigsten unbestrittenen Fakten gegen die aktuelle kollektive Untergangsbegeisterung.

Menschengemachte Klimaerwärmung: Dass sich alle einig sind, die Klimaerwärmung sei hauptsächlich oder ausschliesslich menschengemacht und eine Folge des CO₂-Anstiegs in der Atmosphäre, ist Unsinn. Der deutsche Klimaforscher Stefan Rahmstorf behauptet, der Mensch sei zu 100 Prozent an der Erwärmung seit 150 Jahren schuld. Diese Behauptung allerdings

ist in der Fachwelt hochumstritten. Der Bericht «Klimaszenarien CH2018» zum Beispiel stellt fest, dass nur «mindestens die Hälfte der Erwärmung der letzten 50–100 Jahre anthropogenen Ursprungs» sei. Anders formuliert: Bis zur Hälfte der Erwärmung hat natürliche Ursachen. Professor Mojib Latif, Universität Kiel, sagte der *Neuen Osnabrücker Zeitung* am 9. Februar 2012 auf die Frage, ob eher die Sonne oder das CO₂ die Erderwärmung verursache: «Es ist ein Mix aus beidem. Klar ist, dass der Mensch über die Hälfte des Temperaturanstiegs seit Beginn der Industrialisierung zu verantworten hat.»

Klimasensitivität und Kohlendioxid — Klimasensitivität heisst: Um wie viel Grad Celsius steigt die globale Temperatur bei einer Verdoppelung des Kohlendioxids (CO₂) in der Atmosphäre? Studien, welche die Klimasensitivität des CO₂ weit geringer einschätzen als der Weltklimarat IPCC, kommen alle paar Monate heraus, werden aber nicht beachtet. Stattdessen wird der Eindruck erweckt, Kohlendioxid sei die wichtigste und entscheidendste Treibhaussubstanz. Diesem Befund widerspricht zum Beispiel auch der renommierte Meteorologe Prof. Richard Lindzen, Massachusetts Institute of Technology, der stattdessen die Rolle von Wasserdampf und Wolken als «viel bedeutender» herausstreicht.

Sonne — Der Einfluss der Sonne auf die Klimaentwicklung wird möglicherweise grandios unterschätzt. Dazu hat erst im letzten Jahr der dänische Forscher Henrik Svensmark, Technische Universität Dänemarks in Lyngby, eine neue Studie vorgelegt. Seine wichtigste Aussage: «Das Klima wird stärker durch Veränderungen der kosmischen Strahlung beeinflusst als durch das Kohlendioxid.» Seiner Meinung nach führt eine Verdoppelung des Treibhausgases in der Atmosphäre zu einem Temperaturanstieg von einem Grad und nicht zwei Grad, wie es heute als Konsens dargestellt wird.

Kurz: Die Klimasensitivität ist nur halb so gross wie angenommen. Mehr noch: Der CO₂-Anstieg ist für Svensmark nicht Ursache, sondern eher die Folge der Erwärmung, «ein Sklave der kosmischen Strahlung sowie der durch sie bewirkten Erwärmung und nicht ihr Herrscher». Die Höhe des CO₂-Anteils sei der Erwärmung gefolgt und nicht umgekehrt.



Untergehende Pazifikinseln — Ausgerechnet der als Fälscher überführte *Spiegel*-Reporter Claas Relotius berichtete am herzerschütterndsten über die angeblich so dramatischen



Warum diese Häufung? Tornado in Oklahoma.

Folgen des angeblich menschengemachten Klimawandels. Am 1. Dezember 2018 erschien im *Spiegel* seine Titelgeschichte über das Atoll Kiritimati, kiribatische Inseln, wo angeblich mehrere Städtchen, sinnigerweise mit den Namen London, Paris und Poland, wegen klimaverursachter Überflutung hätten geräumt werden müssen. Zwar korrigierte der *Spiegel* mittlerweile, dass Relotius jemals auf dieser Inselgruppe war, das Blatt liess aber den sachlichen Relotius-Befund stehen, wenigstens die Ortschaft Paris sei kürzlich wegen des Klimawandels verlassen worden. Doch auch dies stimmt nicht. Der Ort ragt nach wie vor deutlich aus dem Wasser, wie Videos zeigen, von Überflutung keine Spur. Das Städtchen wurde zwar verlassen. Wie aber der entsprechende Wikipedia-Eintrag zeigt, wurde Paris nicht wegen des Klimas, sondern wegen «eines fehlenden nahen Ankerplatzes» bereits vor geraumer Zeit aufgegeben. Die generelle Behauptung, dass zum Beispiel die kiribatischen Inseln wie andere Atolle wegen des Klimawandels im Meer versinken, ist unwahr. Die beiden Geowissenschaftler Arthur P. Webb und Paul S. Kench aus Neuseeland und Fidschi haben in einer aufsehenerregenden Studie festgestellt, dass von 27 kiribatischen Inseln im zentralen Pazifik in den letzten drei bis fünf Jahrzehnten nur ein geringer Anteil überhaupt ans Meer verlor, nämlich 14 Prozent. Bei 43 Prozent ist die Landfläche stabil, bei 43 Prozent sogar gewachsen. Auch der Begriff «Klimaflüchtling» aus dem pazifischen Raum muss vor diesem Hintergrund kritisch gesehen werden.

Mehr Wirbelstürme? — Was die tropischen Unwetter angeht, gibt es schlechterdings keine Daten für einen belastbaren Trend weder in der Intensität noch in der Häufigkeit. Dies kann sogar unter dem Wikipedia-Artikel «Folgen der globalen Erwärmung» nachgelesen werden. Was sich in den letzten drei, vier Jahren abzeichnet hat: Die festgestellte Häufung von Extremereignissen ist nicht unmittelbar auf höhere Temperaturen zurückzuführen. Es handelt sich um eine Hartnäckigkeit von Wetterextremen: Trockenheit bleibt länger Trockenheit, Dauerregen bleibt länger Dauerregen. Das liegt – auch nach Meinung herkömmlicher Klimaforscher – weitgehend daran, dass der Jetstream in seiner Variabilität nachlässt und deshalb nicht so häufig für Wetterveränderungen sorgt. Es gibt zwar theoretische Ansätze, dies auf die Erwärmung vor allem der polaren Gebiete zurückzuführen, bewiesen ist da aber noch nichts.

El Niño — Der letzte El Niño im Jahr 2016 war einer der stärksten überhaupt. El-Niño-Ereignisse tragen immer zu einer globalen Erwärmung bei. Auch hier ist nicht bewiesen, inwieweit sie ihrerseits auf die Erderwärmung zurückzuführen sind.

Seid nicht Greta, seid Steve Jobs!

Ist Reduzieren und Verzicht die richtige Zukunftsstrategie?
Ein Aufruf an die demonstrierende Klimajugend.

Von Alain Pichard und Thilo Schneider

Liebe Klimajugend, vorab, herzlichen Glückwunsch zu eurem «Schulstreik». Ihr habt damit von einem gesetzlich verbrieften Grundrecht Gebrauch gemacht, euch frei und friedlich zu versammeln. Wer freut sich nicht über ein paar schulfreie Stunden? Wir als alte weisse Männer, also als solche, die euch durch ihr Verhalten «die Suppe eingebrockt» haben, stimmen allerdings nicht in den allgemeinen Jubelchor ein. Nein, es geht uns um etwas anderes. Weil wir euch ernst nehmen.

Zuerst möchten wir euch die Angst nehmen. «Ich will, dass ihr alle die gleiche Panik empfindet, die ich jeden Tag habe», sagt Greta Thunberg, eure Ikone. Für Panik besteht kein Anlass. Die Welt geht bereits seit siebzig Jahren unter, und wir sind immer noch hier – trotz einem angeblich komplett abgestorbenen Wald, verschwundenen und ausgebeuteten Ressourcen, dem Ozonloch und was die Auguren seit 1950 sonst noch vorausgesagt haben. Wir werden älter als je zuvor. Und dies nicht nur dank verbesserter Medizin, sondern weil die Menschheit immer in der Lage sein wird, Alternativen zu finden und Wachstum zu generieren. Wir glauben an die Menschheit – und an euch.

Ihr habt es in der Hand!

Ihr Jugendlichen in den reichen Industrienationen denkt, die Erde habe nur dann eine Zukunft, wenn wir weniger wachsen, wenn wir reduzieren. Aber fragt euch kritisch: Ist Reduzieren und Verzicht die richtige Zukunftsstrategie? Wer darin die Rettung unseres Planeten sieht, geht davon aus, dass uns Menschen nichts Gescheites mehr einfällt. Die Erfolge in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte aber sind auf den Erfindungsgeist, die Kreativität und die Kooperationsfähigkeit des Menschen zurückzuführen.

Ihr seid in eine Gesellschaft hineingeboren worden, der es noch nie so gut ging wie heute. Ihr habt Freiheiten, die keine Jugend vor euch hatte und die geschätzte neunzig Prozent der Menschheit immer noch nicht haben. Mit diesen neunzig Prozent werdet ihr verhandeln müssen. Die



«Mann, der die Wüste aufhielt»: Landwirt Sawadogo.

wollen die gleichen Freiheiten und Rechte wie ihr. Ihr mögt einwenden, dass dieser Wohlstand von irgendjemandem bezahlt werden muss und auch auf Kosten von irgendjemandem geht – vielleicht sogar auf Kosten eurer Zukunft. Und damit habt ihr – Überraschung – recht. Wenn unsere Generation das komplette Erdöl verbraucht, werden sich eure Generation und die eurer Kinder nach Alternativen umsehen müssen. Aber wir glauben, dass euch das gelingt.

Damit seid ihr aufgerufen. Aufgerufen, euren Worten auch Taten folgen zu lassen. Ihr habt es jetzt schon in der Hand! Ihr wollt etwas ändern? Dann verzichtet selber. Fordert nicht andere zum Verzicht auf, sondern geht als Beispiel voran. Geht nicht mehr in Fastfood-Restaurants, werft euren Müll nicht auf die Strasse, nehmt keinen *coffee to go*, wenn da ein Plastikdeckel drauf ist. Der wird zwar schneller kalt – aber ein Opfer müsst ihr bringen. Es liegt an euch.

Was ist zu tun?

«Die Uhr» steht seit Jahrzehnten «auf fünf vor zwölf». Und ihr werdet immer auf Leute treffen, die euch in Panik versetzen wollen. Mit Panik lässt sich gut Geschäfte machen, denn wer panische Angst hat, reagiert irrational und unüberlegt. Seid nicht wie Greta Thunberg

oder die Grünen, die euch aufstacheln, auf die Schulter klopfen und mit «Tut etwas!» ermuntern. Überlegt lieber, was zu tun ist.

Vor allem aber hütet euch vor Ideologien, die euch benutzen, um das freiheitliche System zu ändern. Kommandowirtschaften haben immer nur eines gebracht: weniger Freiheit, mehr Armut, mehr Ungleichheit und vor allem mehr Umweltzerstörung. Wenn ihr den Worten auf der Strasse auch Taten folgen lasst, dann werden wir euch tatsächlich unsere Hochachtung aussprechen und euch nacheifern. Wir mögen alt sein – lernfähig sind wir trotzdem. Aber solange das nicht passiert, bleiben die Demos eben «nice» und «schön», dass wir mal drüber geredet haben».

Habt Mut

Schwänzt nicht mehr die Schule, sondern nutzt sie, studiert Mathematik, Physik, und bildet euch – seid Steve Jobs. Oder seid Yacouba Sawadogo aus Burkina Faso, der Landwirt, der bekannt ist als der «Mann, der die Wüste aufhielt». In einer Phase schwerer Dürre pflanzte er einen Wald auf kargem Land – mit Hilfe von Pflanzgruben, die Regenwasser besser speichern. Sein Wissen teilte er mit Landwirten in der Region, so dass allein in Burkina Faso und Niger Zehntausende Hektaren einst unfruchtbarer Flächen fruchtbar gemacht wurden. Hier können nun Getreide und Viehfutter angepflanzt und sogar Bienen gehalten werden. Er erhielt dafür den alternativen Nobelpreis!

Wir Alten treten langsam ab. Wir sind in spätestens dreissig Jahren biologisch abbaubarer Kompost. Wir haben unser Bestes getan, euch das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. Das haben wir als eure Eltern für unsere Pflicht gehalten. War das falsch? Vielleicht. Aber es war das, was wir für richtig und gut hielten. Es ist eure Entscheidung, dies aufs Spiel zu setzen – oder weiter zu verbessern.

Habt keine Angst vor der Zukunft, sondern den Mut, diese aktiv zu gestalten. Und habt Freude und Spass daran. Verbessert das Leben eurer Mitmenschen und das Schicksal eurer Welt. Fangt damit an. Gleich und bei euch. Freut euch, dass ihr da seid. Wir wünschen euch, dass es euch noch lange und in Wohlstand gibt.

Alain Pichard (GLP) ist Reallehrer in Biel.
Thilo Schneider (FDP) ist freier Autor
in Aschaffenburg (D).

Gigantische Geldmaschine

Von Florian Schwab — Letztes Jahr wurden weltweit mehr als 500 Milliarden Franken für die Bekämpfung des Klimawandels aufgewendet. Findige Ablasshändler, windige Berater und professionelle Klimakonferenz-Reisende machen prächtige Geschäfte auf dem Buckel der Steuerzahler.

Jahr für Jahr wiederholt sich das Ritual: Anfang Dezember fliegen über 20 000 Politiker, Klimadiplomaten, Wissenschaftler, NGO- und Interessenvertreter an eine grosse Uno-Klimakonferenz. 2015 war es Paris, 2016 Marrakesch, 2017 Bonn und letztes Jahr Kattowitz. Niemand kennt die exakten Kosten dieser Zusammenkünfte. Schätzungen gehen aber davon aus, dass eine ordentliche Klimakonferenz gegen 100 Millionen US-Dollar verschlingt.

Kostspielig ist nicht nur die Austragung. Das Teuerste sind die Beschlüsse. So haben sich an der Klimakonferenz in Paris die entwickelten Länder verpflichtet, ab 2020 jedes Jahr mindestens 100 Milliarden US-Dollar für die Bekämpfung des Klimawandels in Entwicklungsländern einzusetzen. Diese Mittel werden zusätzlich zur regulären Entwicklungshilfe mobilisiert. Für die Schweiz bedeutet dies: Je nach Berechnungsmethode muss sie jedes Jahr zusätzlich zwischen 450 und 600 Millionen Franken an Entwicklungsländer überweisen.

Ein Teil dieser Gelder wird von undurchsichtigen internationalen Fonds verwaltet wie dem Green Climate Fund (Volumen: 12,6 Milliarden

Diese Wissenschaft fristete vor drei Jahrzehnten noch ein Mauerblümchendasein.

Dollar) oder dem bei der Weltbank angesiedelten Clean Technology Fund (Volumen: 2 Milliarden Dollar). Ein anderer Teil geht an fremde Regierungen oder NGOs für Klimaprojekte.

Der Ökonom Henrique Schneider hat als Teil der Schweizer Delegation für den Schweizerischen Gewerbeverband an der Pariser Konferenz teilgenommen. Nach seiner Beobachtung hat sich «eine klare Rollenverteilung» eingespielt: «Die entwickelten Länder zahlen, und die Entwicklungsländer machen gute Miene zu immer mehr klimapolitischer Regulierung.» Nirgends ist der Bürokratenraum von der Weltregierung so weit fortgeschritten wie beim Klima – inklusive des Gebietes über gigantische Budgets und Finanzströme. Kein Wunder, griff die EU-Kommission das Thema dankbar zur eigenen Legitimierung auf. Sie will künftig mindestens 20 Prozent ihres Budgets zur Bekämpfung des Klimawandels einsetzen.



100 Milliarden US-Dollar pro Jahr: Uno-Klimakonferenz in Paris, 2015.

Die Climate Policy Initiative, ein siebzig Mitarbeiter starker globaler Think-Tank, finanziert unter anderem von den Open Society Foundations und der amerikanischen und der deutschen Regierung, schätzt, dass letztes Jahr rund 530 Milliarden US-Dollar von privater und staatlicher Seite gegen den Klimawandel aufgewendet wurden.

28 Milliarden für «Horizon 2020»

Das Zentralgestirn dieses Universums ist der Uno-Apparat mit seinem wissenschaftlichen Rechtfertigungsinstrument IPCC (Jahresetat zirka 8 Millionen Franken). Um diesen Fixpunkt kreisen unzählige weitere Organisationen, welche finanziell von der Bewirtschaftung des Klimawandels profitieren. Auf der ersten Umlaufbahn befinden sich die Klima-

forscher. Eine Wissenschaft, die vor drei Jahrzehnten noch ein Mauerblümchendasein fristete, hat heute privilegierten Zugang zu staatlichen Geldtöpfen. In den USA betragen die Aufwendungen der Zentralregierung in Washington für Klimaforschung rund 2,6 Milliarden Dollar pro Jahr. Und in der EU machen Klimathemen 35 Prozent des Förderprogramms «Horizon 2020» aus, was 28 Milliarden Franken entspricht. Auch in der Schweiz gibt es kaum eine Universität oder Hochschule, die sich nicht in irgendeiner Form mit dem Klimawandel befasst.

Weiter aussen im Planetensystem der Klima-Krösusse kreisen bestimmte Industrie-sektoren: Elektromobilität, Fotovoltaik, Gebäudetechnik. Die Beschlüsse der Uno-Konferenzen zur Senkung der CO₂-Emissionen müssen vielfach in nationales Recht übersetzt

werden. Dabei wird regelmässig ein weiterer Umverteilungskreislauf in Gang gesetzt. Der Staat nimmt den angeblichen Klimasündern und gibt den vorgeblichen Klima-Tugendbolden. Die häufigsten Massnahmen beinhalten höhere Steuern auf Benzin (Frankreich lässt grüssen), Abgaben auf Flugtickets, die finanzielle Förderung von Solaranlagen und Gebäudesanierungen, die Bestrafung verbrauchssintensiver Autos. Mit solchen Massnahmen wollte auch der schweizerische Bundesrat die Beschlüsse der Klimakonferenz von Paris umsetzen. Doch die Totalrevision des CO₂-Gesetzes scheiterte letzten Dezember im Nationalrat. Bereits jetzt fördert der Bund jährlich Fotovoltaik im Umfang mehrerer hundert Millionen Franken und belastet Autofahrer mit einer CO₂-Abgabe. In anderen Ländern werden Elektroautos finanziell massiv gefördert. In den USA schütten die Zentralregierung in Washington und die Gliedstaaten jährlich mehrere hundert Millionen Dollar an Subventionen für Elektroautos aus.

Es lauern die Anwälte

Weitere Trabanten sind die Entwickler von CO₂-Zertifikaten. Solche Zertifikate dienen dem Handel mit Emissionsrechten: Alle Firmen bekommen das Recht verbrieft, eine bestimmte Menge an CO₂ auszustossen. Mit diesen Rechten können sie untereinander handeln. Ausserdem können Zertifikate erschaffen werden, indem (bevorzugt in Entwicklungsländern) konkrete Projekte zur CO₂-Senkung durchgeführt werden. Das dort eingesparte CO₂ wird dann zertifiziert und kann als Emissionsrecht beispielsweise durch eine westliche Firma erworben werden. Auch dieser Ablasshandel ist ein Milliardengeschäft. Der Wert der gehandelten Zertifikate betrug in der EU 38 Milliarden Euro im Jahr 2018.

In diesem Kosmos des Geschäfts mit dem Klimawandel tummeln sich unzählige Berater und NGOs. Erstere beraten Regierungen und Unternehmen beim Verhandeln und Erreichen ihrer Klimaziele. Letztere bauen öffentlichen Druck auf und stellen die Akteure an den Pranger, die ihres Erachtens zu wenig gegen den Klimawandel tun. Es hat sich sogar eine spezialisierte Zunft von Anwälten herausgebildet, welche Staaten verklagt, wenn diese zu wenig eifrig mitwirken.

Auch die Finanzwirtschaft versucht, so gut es geht, an dem grossen Öko-Trend zu verdienen. Keine Bank, die heute nicht aktiv besonders klimaschonende Investments verkauft. Grosse institutionelle Investoren wie Blackrock geben die Richtung vor. Es gibt Beratungsunternehmen, welche den CO₂-Abdruck von börsenkotierten Firmen anfertigen. Und es gibt Finanzmarktaktivisten, die auf die Verbannung von CO₂-intensiven Anlagen aus dem Portfolio von grossen Fonds und Pensionskassen hinarbeiten.

Studien

Der 97-Prozent-Mythos

In der Klimadebatte wird immer wieder behauptet, unter den namhaften Wissenschaftlern herrsche ein Konsens. Dahinter steckt allerdings eine wissenschaftliche Todsünde.

Die magische Zahl taucht in fast jeder Klimadebatte auf. 97 Prozent der Wissenschaftler, so müssen sich Skeptiker immer wieder vorhalten lassen, seien sich gemäss einer wissenschaftlichen Studie einig: Es gibt eine Klimaerwärmung, die auf menschengemachte CO₂-Emissionen zurückzuführen ist. Es ist demnach keine Frage der Meinung, sondern des Wissens. Wer sich gegen wissenschaftlich erhärtete «Fakten» stellt, ist ein Idiot, ein schlechter Mensch. Was will man da noch diskutieren.

Tatsächlich wären auch 100 Prozent Einhelligkeit noch kein Beweis, sondern in Anbetracht der komplexen Materie eher ein Alarmsignal. In den 1980er Jahren waren sich auch alle einig, dass der Wald wegen der menschlichen Abgase stirbt. Die Emissionen sind seither weiss Gott nicht weniger geworden, doch dem Wald geht es besser denn je, auch flächenmässig wächst er Jahr um Jahr. Vom Waldsterben redet heute kein Mensch mehr.

In der DDR herrschte jeweils zu 99 Prozent Einigkeit. Wahrer wurde der real existierende Sozialismus, der sich bekanntlich auch immer an streng wissenschaftlichen Kriterien orientierte, dadurch nicht. Doch wie ka-

Die selektive Wahl der Zielgruppe ist eine bewährte Methode, um ein gewünschtes Resultat zu erzielen.

men die 97 Prozent bezüglich des Klimawandels überhaupt zustande? Und vor allem: Wie lautet dieser angebliche Konsens denn genau?

2013 wertete ein Team unter der Leitung des australischen Kognitionswissenschaftlers John Cook die Zusammenfassungen (Abstracts) von 12 000 wissenschaftlichen Publikationen aus 1980 Zeitschriften aus, die die Stichwörter «Klimawandel» oder «Klimaerwärmung» enthielten. Die erfassten Fachartikel wurden in acht Kategorien unterteilt:

- Die Klimaerwärmung ist hauptsächlich durch Menschen verursacht.
- Der Mensch ist an der Klimaerwärmung beteiligt.

c) Die Studie nimmt Bezug auf eine menschenverursachte Erwärmung.

d) Es wird keine Aussage zur menschengemachten Klimaerwärmung gemacht.

e) Die Rolle des Menschen wird erwähnt, es werden aber keine Schlüsse gezogen.

f) Der Mensch hat einen unbedeutenden Einfluss auf die Klimaerwärmung.

g) Der Einfluss des Menschen auf die Klimaerwärmung ist nicht nachweisbar.

h) Die menschengemachten CO₂-Emissionen sind vernachlässigbar.

In der Auswertung wurden die Artikel der Kategorien a bis c als «Zustimmung» gewertet, f bis h galten als «Ablehnung». Die Kategorien d und e, denen man zwei Drittel der Arbeiten zuordnete, wurden als irrelevant eliminiert. Durch diesen statistischen Trick wurden aus den 32,6 Prozent, die den Kategorien a bis c entsprachen, plötzlich 97 Prozent «Zustimmung». Man hätte aus der Studie ebenso gut schliessen können: «66,4 Prozent der Klimawissenschaft-

ler wollen sich bezüglich des menschlichen Einflusses auf das Klima nicht festlegen.»

Die selektive Wahl der Zielgruppe ist eine ebenso bewährte wie verpönte Methode, um ein gewünschtes Resultat zu erzielen. Zumindest problematisch ist sodann, dass aus Cooks 97-Prozent-Erhebung nicht hervorgeht, ob der erfasste Fachartikel den menschlichen Einfluss einfach als Prämisse voraussetzt oder aber aufgrund eigener Untersuchungen zu diesem Schluss kommt.

Die entscheidenden Fragen

Doch selbst wenn man die «97 Prozent Zustimmung» akzeptiert, ergibt sich daraus lediglich der Konsens, dass sich das Klima in den letzten 150 Jahren erwärmt und dass das menschengemachte CO₂ darauf einen Einfluss hat. Doch das stellen die meisten Skeptiker gar nicht grundsätzlich in Abrede. Die Dissidenten können sich also getrost zu den 97 Prozent rechnen. Die entscheidenden Fragen sind ganz andere: Wie stark ist der Einfluss des Menschen auf die Veränderungen des Klimas – und wie gravierend sind die Folgen? Doch zu diesen beiden Kardinalfragen gibt die 97-Prozent-Studie keinen Aufschluss. (axb)



Statistischer Trick: Wissenschaftler Cook.

Mehr Zeit für den ganzen

Zusammenhang.



Der Sonntag beginnt schon am Samstag.

Samstags im Briefkasten. Samstag & Sonntag am Kiosk. Sonntags digitales Update.
Abo unter schweizamwochenende.ch oder Tel. 058 200 55 05.

Der grüne Kanal

Von Erik Ebnetter — Der Klimastreik beschäftigt das Schweizer Fernsehen rund um die Uhr. Die protestierenden Jugendlichen werden befragt, begleitet, beobachtet. Was sind die Erkenntnisse?



«Symbolische Anerkennung»: «Arena», 15. März.

Am Tag drei vor dem jüngsten Klimastreik lud das Schweizer Fernsehen zur Lageanalyse. Im «Club», wo «Gesprächskultur mit Tiefgang» jeden Dienstagabend «oberste Maxime» ist, wie es auf der Website der Sendung heisst, kamen sechs Personen zusammen, um über die «Panik!» der Jugend zu diskutieren. Der Titel der Sendung, hier verkürzt wiedergegeben, verdeutlicht, welche Erregungsstufe inzwischen erreicht ist. Miriam Rizvi, «Klimaaktivistin und Schülerin» (in dieser Reihenfolge), fasste für die Zuschauer eingangs zusammen, was die Bewegung fordert: «Klimanotstand, Klimaneutralität, Klimagerechtigkeit». Und sollte alles nichts nützen: «Systemwandel».



Das klingt nach abendfüllendem Programm, aber der «Club» dauerte dann doch nur fünfviertel Stunden. Immerhin gelang es Marie-Claire Graf, einer «Klima-Aktivistin und Studentin», in dieser Zeit, den angestrebten Systemwandel zu umreissen: «Die Umwelt ist das höchste Gut, erst danach kommt der Profit.» Offenbleiben musste hingegen, wie sich ein solches Ideal in den Alltag übersetzen lässt, weil die Diskussion, je länger sie dauerte, vor allem um die Frage kreiste, ob die FDP genügend für die Umwelt tue. Filippo Leutenegger, freisinniger Stadtrat von Zürich, wollte dies ganz entschieden bejaht wissen.

Und als Barbara Lüthi, die «Club»-Moderatorin, dies trotzdem ein bisschen bezweifelte und ein Plakat einblenden liess, auf dem «FDP – Fuck de Planet» zu lesen war, erhielt Leutenegger sogar Unterstützung von Claude Longchamp, dem Demoskopen, der nun nicht gerade als bürgerlicher Haudegen bekannt ist. Die jungen Aktivistinnen betonten unterdessen, die Bewegung unterstütze keine Partei, sondern engagiere sich für die Sache.

Wie dieses Engagement aussieht, ergründete tags darauf die «Rundschau», ihrem Selbstverständnis nach «oft mittendrin, ohne je die kritisch-journalistische Distanz zu verlieren».

«Die Politiker sind nicht fähig, Verantwortung zu übernehmen. Sie verhalten sich wie Kinder.»

Sie begleitete ein paar Jugendliche ins Rathaus von Basel, wo der Grosse Rat beriet, ob der Kanton den Klimanotstand ausrufen solle. Trotz medialer Aufklärungsarbeit dürfte noch nicht jedem Zuschauer klar gewesen sein, was mit dem Begriff eigentlich gemeint sei, und die «Rundschau» blieb die Erklärung denn auch nicht schuldig. Der Klimanotstand, so hiess es, sei die «symbolische Anerkennung

der Klimakrise». Die Aktivisten, die vor dem Fernseher sassen, dürften sich über diese Definition nicht wenig gefreut haben, ist doch «Klimakrise» genau der Begriff, den sie verwenden, um den Klimawandel zu bezeichnen und so die Dringlichkeit ihres Anliegens zu unterstreichen.

Der Grosse Rat erklärte schliesslich den Notstand, und der Jubel auf der Zuschauertribüne, wo die Jugendlichen sassen, war gross, was nicht heisst, dass diese ihre Grundsätze vergassen. Philippe Kramer, der als «Klimastreik-Aktivist» vorgestellt wurde, hatte schon vor der Abstimmung gesagt: «Alle Leute dürfen uns unterstützen, aber wir unterstützen niemanden, weil wir unabhängig bleiben und uns nicht instrumentalisieren lassen wollen.» Wie elegant seine Freunde und er diesen Anspruch umzusetzen wissen, wurde am zweiten Schauplatz des Beitrags deutlich. Eine Delegation junger Aktivisten besuchte Simonetta Sommaruga in Bern, und ein solches Treffen mit einer Bundesrätin wird nicht vom erstbesten Kamerateam aufgezeichnet, wie sich denken lässt. Tatsächlich versorgten die Jugendlichen die «Rundschau»-Redaktion gleich selbst mit Aufnahmen, und diese waren so gut, dass sie sich fast unmerklich in den Beitrag fügten.

Schimpfen auf Politiker

Am Donnerstag, dem Tag eins vor dem Klimastreik, bot «DOK» dann wie üblich «den zweiten Blick hinter die Nachrichtenaktualität». Die Sendungsmacher hatten einige Gymi-Schüler aus Basel, Bern und Zürich eine ganze Weile lang beobachtet, ohne diese übermässig stark mit Fragen zu behelligen, und der Film, der dabei entstand, zeigte junge Menschen, die sich einen Systemwandel wünschen, aber kaum je auf ein Gegenüber trafen, das diesen Wunsch ernsthaft hinterfragte. Die Rektoren verfolgten das Wirken der streikenden Schüler jedenfalls mit ersichtlicher Sympathie, und manche Eltern begleiteten ihre Kinder sogar an die Demonstrationen. Um richtig aufzubegehren, blieb diesen letztlich nur noch das Schimpfen auf die Politiker. «Es ist nicht die Aufgabe von Schülern oder Lehrlingen, einen Systemwandel auszuarbeiten. Das ist klar die Aufgabe der Politik», sagte Nina Anliker aus Bern. Und Jonas Kampus, ihr Mitstreiter aus Zürich, erklärte: «Die Politiker sind nicht fähig, Verantwortung zu übernehmen. Sie verhalten sich wie Kinder.»

Die Klimajugend, wie sie genannt wird, ging deshalb am Freitag wieder auf die Strasse, um zu demonstrieren. Die Nachrichtensendungen des Schweizer Fernsehens berichteten natürlich darüber, und wer sich noch nicht ausreichend informiert fühlte, konnte am Abend die «Arena» schauen und erleben, wie Politiker und Verbandsvertreter diesen Protest erst einmal verdankten.

Die Sendung hiess «Grüne Träume».

Wohlstand oder Freiheit?

Von Christoph Mörgeli

«Freiheit ist über Silber und Gold». So steht es in wunderbaren Lettern im Hof des Basler Rathauses. Es war Basels Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein, der 1648 fast im Alleingang die endgültige Loslösung der Schweiz vom römisch-deutschen Reich erreichte. «Freiheit ist über Silber und Gold». Genau um diesen alteidgenössischen Grundsatz geht es beim Rahmenvertrag mit der Europäischen Union. Wir opfern aus Angst vor ein paar entgangenen Franken unsere höchsten staatspolitischen Güter. Wir glauben, unseren Wohlstand zu retten, indem wir dessen Ursache zerstören: nämlich die Freiheit, unsere Gesetze für unsere Bedürfnisse masszuschneiden.

«Freiheit ist über Silber und Gold». Heute sind unsere Eliten drauf und dran, sich wieder einem mächtigeren Reich zu beugen. Allen voran die obersten Exponenten des Basler Wirtschaftsstandorts. So warnt Christoph Franz, Präsident von Roche: Wenn wir nicht nachgeben, «dann werden Wachstum und Investitionen schnell auch mal irgendwo anders stattfinden». Das Rahmenabkommen entscheidet, «wo künftig Wachstum stattfindet». Ein Nein könne sein Unternehmen «einen dreistelligen Millionenbetrag kosten». CS-Präsident Urs Rohner plädiert ebenso für die Unterwerfung: «Mehr Wohlstand oder mehr Demokratie – das ist die Schlüsselfrage.» Falsch. Dank Demokratie gibt's mehr Wohlstand.

Die Schweizer Mehrheitspolitik und die ihr zuarbeitenden Kräfte in der Verwaltung und im Bundesgericht haben sich der EU längst untergeordnet. Das Rahmenabkommen soll den Vasallenstatus ein für allemal in Beton gießen. Die Befehle aus Brüssel werden immer schneidender. So fordert die EU «die rasche und bedingungslose Annahme» der 1,3 Milliarden Franken teuren Kohäsionszahlung. Ex-Staatssekretär Jean-Daniel Gerber duckt sich vor der «schieren Macht des starken Vertragspartners». Mächtig ist die EU einzig deshalb, weil sich die Schweiz so schwach macht.

Ein Imperium wie die EU wird seine politischen Bedürfnisse immer seinen Rechtsbegriffen überstülpen. Die EU will hierzulande die Gesetze machen und durchregieren. «Freiheit ist über Silber und Gold». Der Basler Bürgermeister Wettstein verkündete dem Ausland gleich zu Beginn des Westfälischen Friedenskongresses in Münster: «Es ist reichs- und weltkündig, dass die Eidgenossenschaft ein freier Stand ist, so nebst Gott einzig von sich selbst abhängt.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

G wie Giezendanner und Greta

Von Peter Bodenmann — Fuhrhalter Ueli Giezendanner will bis 2029 auf wasserstoffbetriebene Lastwagen umsteigen. Fast gut.



Greta Thunberg und ihre Jugend wollen bis 2030 eine klimaneutrale Schweiz. Ganz gut so.

Der Kapitalismus ist verdammt vital, zerstörerisch und erfinderisch zugleich. So wie ihn Karl Marx und Friedrich Engels im «Kommunistischen Manifest» bewundernd beschrieben haben. Strom aus Wind und Sonne ist heute bereits günstiger als Strom aus Gas- und Kohlekraftwerken. Von Atomkraftwerken nicht zu reden. Man und frau muss den ökologischen Umbau nur richtig fordern und fördern. Mit Geboten und Verboten und mit einer CO₂-Abgabe als Sahnehäubchen.

Die Konservativen von rechts und links wollen nicht wahrhaben, dass dieser notwendige ökologische Umbau für eine reiche Gesellschaft wie die Schweiz ein Sonntagsspaziergang ist. Die verbohrteten Rechten bekommen aus Angst vor Flatterstrom und Dunkelflauten Bibeli. Und hängen am Diesel wie einst die Bündner an den Pferdekutschen: Bis 1925 durften auf Graubündens Strassen keine Autos verkehren.

Zu viele Linke glauben, dass niemand den fossilen Kapitalismus ohne Bruch mit dem Kapitalismus überwinden kann. Ihr Ausweg: Nullwachstum und Nullkapitalismus.

Die Forderung des beweglichen und bewegten Teils unserer Jugend: Bis ins Jahr 2030 muss die Schweiz klimaneutral werden. Ist das realistisch? Oder müssen wir bis in das Jahr 2050 warten? Reicht die Dauer von zwei unendlich langen Weltkriegen, bis wir so weit sind? Oder brauchen wir dreimal länger? Im Gegensatz zu Ruedi Noser und Simonetta

Sommaruga ist Ueli Giezendanner ein funktionierender ökologischer Kronleuchter. In der *Schweizer Illustrierten* – ausgerechnet – verspricht uns der Fuhrhalter aus Rothrist, er werde seine Lastwagen innert zehn Jahren auf Wasserstoff aus neuen, erneuerbaren Energien umstellen. Fast richtig: Die Umstellung auf batteriebetriebene, elektrische Lastwagen wird rasend schnell kommen. Vorausgesetzt, Simonetta Sommaruga versteht, wie die von Rudolf Strahm bekämpfte EU-kompatible Schwerverkehrsabgabe künftig funktionieren muss: Elektro-Lastwagen bezahlen während zehn Jahren einen Drittel weniger Schwerverkehrsabgaben, und schon macht es bumm.

Ökologischer Umbau bedeutet: Atomkraftwerke abstellen. Neu 100 Milliarden Kilowattstunden Strom mit Sonne und Wind produzieren. Damit die Autos elektrisch fahren und die Häuser neu mit immer leiseren Luft-Wasser-Wärmepumpen effizient gekühlt und geheizt werden. Und die Swiss soll die Jugend bis 2030 mit jenem Wasserstoff um die Welt fliegen, den Giezendanner wegen der Batterie-Lastwagen nicht brauchen wird. Grüne, Grünliberale und SP gingen Doris Leuthard auf den Leim. Die konzeptlosen Selbstgerechten müssten endlich Selbstkritik üben. Schlicht und einfach, weil der solare Kapitalismus mehr kann, wenn er muss. Stichwort: 2030.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Von 6 auf 60 Prozent

Von Kurt W. Zimmermann — Der Vergleich der Tamedia-Jahresberichte von 2012 und 2018 ist ein wahres Fressen für Medienhistoriker.

Es ist schon verrückt, wie sehr die Medienbranche in nur sechs Jahren auf den Kopf gestellt wurde.

Gehen wir zurück ins Jahr 2012. Damals führte das Medienhaus Tamedia erstmals seine neuste Akquisition im Jahresbericht auf. Es war der digitale Stellenvermittler Jobs.ch. Tamedia bezahlte damals die irrwitzige Summe von fast 200 Millionen Franken für einen Anteil an einem Unternehmen, das ihr gerade mal 20 Millionen an Mehrumsatz einbrachte.

Der Irrwitz von 2012 war ein Signal. Es war das Signal des damals neuen CEOs Christoph Tonini und seines VR-Präsidenten Pietro Supino. Die Zukunft von Tamedia, so lautete ihre Botschaft, ist digital, koste es, was es wolle.

Koste es, was es wolle. Es war 2012 der Anfang einer Investitionswave ins Online-Business. Dieses Risiko, kann man heute sagen, hat sich gelohnt. Tamedia, der grösste Verlag in der Schweiz, publizierte letzte Woche ihren Jahresbericht 2018. Darin wird ersichtlich, wie schnell sich die frühere Pressebranche transformiert hat. Es ist eine exemplarische Fallstudie für Medienhistoriker.

Rechnen wir die Umsätze und Gewinne von Tamedia von 2012 und von 2018 mal aus. Die Gewinne sind auf Ebitda-Basis, also vor Abschreibungen und Steuern.

Tamedia*	2012	2018
Umsatz Total	1052	1010
Umsatz Print	904	660
Umsatz Digital	148	350
Gewinn Total	203	206
Gewinn Print	191	80
Gewinn Digital	12	125

* Zahlen in Mio. Fr.

Der Gesamtumsatz und der Gewinn des Unternehmens sind in den letzten sechs Jahren plus/minus konstant geblieben. Die Einnahmen aus Zeitungen und Zeitschriften hingegen schrumpften um fast 250 Millionen. Ihr Gewinn hat sich in dieser Zeit mehr als halbiert.

Nur das Gratisblatt *20 Minuten* liefert im Print noch hübsche Renditen ab. Bei den abonnierten Titeln wie *Tages-Anzeiger* und *Berner Zeitung* hingegen schaut es finanziell ungesund aus.

Die bezahlten Zeitungen sind sowohl im Lesermarkt wie im Werbemarkt eingebrochen. Die Verluste bei den Auflagen konnte man noch einigermaßen kompensieren, indem



Lektion in Mediengeschichte: Tonini (l.), Supino.

man die Abo-Preise deutlich erhöhte. Die Verluste im Inserategeschäft sind nicht zu kompensieren.

Tamedia hat damit eine gewaltige Umschichtung ihrer Gewinnströme durchlaufen. Im Jahre 2012 machte der Unternehmensgewinn aus dem digitalen Geschäft noch rund 6 Prozent aus. Heute sind es 60 Prozent.

Das digitale Geschäft besteht primär aus den Internet-Handelsplätzen für Stellen, Immobilien, Autos und Güter des täglichen Gebrauchs. Hier generiert man enorme Gewinnmargen von bis zu 60 Prozent. Dazu kommen, nach der Übernahme der Goldbach Group, neuerdings die Erträge aus der TV-Vermarktung. Einen steigenden Anteil am digitalen Profit liefert auch die Werbung auf den Internetkanälen der Zeitungsmarken, allen voran die erstaunliche Profitabilität von *20 Minuten* online.

Sechs Jahre sind eine kurze Zeit. Aber es ist schon faszinierend, wie sich Medienunternehmen in einer so kurzen Phase dermassen umbauen können.

Wir können diese kleine Lektion in Mediengeschichte darum in zwei Sätzen zusammenfassen.

Erstens: Tamedia verdient ihr Geld nicht mehr im guten alten Zeitungsgeschäft, sondern in der digitalen Welt. Zweitens: Weil Tamedia ihr Geld in der digitalen Welt verdient, kann sie sich das gute alte Zeitungsgeschäft weiterhin leisten.

Perfides Albion

Von Henryk M. Broder — Aus deutscher Sicht ein später Sieg.

Noch nie waren sich die deutschen Medien in der Lagebeurteilung so einig: Die Briten spinnen. Sie sägen den Ast ab, auf dem sie sitzen. Wenn man ihnen die Gelegenheit gäbe, würden die Briten in einem zweiten Referendum gegen den Brexit stimmen, ganz bestimmt. Vor allem die jungen Leute möchten «in Europa» bleiben. Mag der Brexit sich noch hinziehen, der Exodus hat bereits begonnen. Das Kapital fließt auf das Festland, die besten Köpfe verlassen die Insel und lassen sich in Frankfurt nieder, wo für einen Quadratmeter Büroraum bereits 48 Euro Miete verlangt und bezahlt werden. Und die Kitas füllen sich mit Kindern, die zum Frühstück Porridge mit Würstchen haben wollen. Wie konnte es so weit kommen?



Marietta Slomka erklärt es uns im «heute journal» des ZDF. Die Briten seien auf eine Handvoll Spekulanten reingefallen, «Mitglieder einer schwerreichen Oberschicht, die sich zwar nationalistisch geben, tatsächlich aber gar nicht auf Wohl und Wehe einer einzelnen Nation angewiesen sind». Und deshalb «der Europäischen Union mit Ablehnung begegnen». Schlimmer noch: «Sie agieren international und mögen insofern keine internationalen Regeln.» So bringen sie «ihre Schäfchen ins Trockene». Derweil das Volk darbt. Zwei britische Zeugen bestätigen, dass dies der Fall ist, ein Labour-Hinterbänkler namens David Lammy und ein Professor für Rechnungswesen, also Buchhaltung, an der Universität Sheffield. Ungeklärt bleibt die Frage, wie die international vernetzten Superreichen noch reicher werden können, wenn die Börsenkurse fallen und das Pfund abstürzt.

Die Berichterstattung über den Brexit ist geprägt von einem Gefühl, für das es nur im Deutschen ein Wort gibt: Schadenfreude, die «reinste alle Freuden». Was unsere V2-Raketen in den Kriegsjahren nicht geschafft haben, das erledigen jetzt die Briten: Sie zerlegen sich selbst. Aus deutscher Sicht ist es ein später Sieg, ein Akt der Gerechtigkeit. Sollen sie doch gehen – perfides Albion! Jetzt müssen wir, die zu Europäern gereiften Deutschen, nur achtgeben, dass sie wirklich alles mitnehmen. Oder wie es der Kandidat für das Amt des EU-Kommissionspräsidenten, Manfred Weber, CSU, sagt: «Wir dürfen nicht dulden, dass das britische Chaos jetzt auch Europa infiziert.»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man den Stadtmenschen sagen, dass es die Bauern sind, die sie am Leben erhalten?

Klaus Wyss, Hittnau

Ja. Ein Bauer darf einen Stadtmenschen im Gespräch durchaus daran erinnern, dass das ganze Leben darauf beruht, dass dem Körper durch Essen und Trinken Energie zugeführt wird, sonst kommt das Ende. Er darf auch darlegen, wer all die Nahrungsmittel produziert, die im Coop, Migros, Denner, Volg, Aldi, Lidl, Globus und Reformhaus im Regal liegen oder im Restaurant auf den Tisch kommen. Ein Bauer weiss aber auch, dass es in Natur und Wirtschaft immer um Kreisläufe geht und jeder auf andere angewiesen ist. Wer weiss, vielleicht ist der Städter hier am Tisch ja gerade der Typ, der die Software für den neuen Traktor geschrieben hat. Wenn dieses Programm spinnt, ist der Bauernhof blockiert, also: bescheiden bleiben!

Beat Gygi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Lieber die Fasnacht als Ventil für die Gesellschaft nutzen und um seinen Unmut kundzutun, als destruktive Repression.» *Koni Rüegg*

Es gibt sie doch noch

Nr. 11 – «Diesen Chefs ist die Schweiz egal»;
Roger Köppel über Topmanager

Die Konzernsöldner der globalisierten und international weichgespülten rückgratlosen Anpasser auf den Kommandobrücken unserer weltweit tätigen Unternehmen werden enttarnt. Aber es gibt sie noch: Konzernleiter und Verwaltungsratspräsidenten, die mit Courage gegen den Strom schwimmen und die schweizerischen Werte unbeirrt leben und vertreten. Wer den Verwaltungsratspräsidenten von Swiss Life und Adecco, Rolf Dörig, kürzlich an einer Veranstaltung über schweizerische Werte im Dialog mit der SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr erlebt hat, konnte erkennen, wie dieser politisch engagierte Wirtschaftsführer das Milizsystem, die direkte Demokratie, Neutralität, Unabhängigkeit, Föderalismus, Konkordanz und Bürgernähe als Grundlage für die erfolgreiche Zukunft unserer Willensnation und den Erfolg unseres Wirtschaftsstandortes überzeugend und glaubhaft propagierte. Es gibt sie noch, die Leuchttürme in der Wirtschaft, die weit über die dreimonatlichen Bilanzkonferenzen hinaussehen können. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Die Befürworter des Rahmenabkommens neigen dazu, die Gegner als dumm darzustellen. Wer unseren Wohlstand verteidigen will, muss die Selbstbestimmung stärken. Wer die Selbstbestimmung einschränkt, zerstört logischerweise den Wohlstand.

Ari Yaraghchi, Winterthur

Kein Aufwärtstrend

Nr. 11 – «Reich des Bösen»;
Alex Baur über Klimawissenschaft

Man hat den Eindruck, dass sich die Klimawarner neuerdings zu immer hektischeren Aktionen gedrängt fühlen, indem sie nun auch die Kinder mobilisieren oder sogar Diskussionen über das Klima verbieten wollen. Der Grund könnte sein, dass immer deutlicher wird, dass das Klima nicht ihren Voraussagen folgt. Danach müsste die Temperatur permanent steigen – tut sie aber nicht! Seit etwa 1998 ist kein klarer Aufwärtstrend mehr zu erkennen. Das hat auch der IPCC (Weltklimarat) bemerkt – er hat dies aber nicht im letzten Bericht erwähnt. Dort heisst es: «2016 hatten wir den höchsten Wert, seit die Temperatur gemessen wird.» Das stimmt, bedeutet aber gar nichts. Diese Zeitspanne ist nur ein winziger Abschnitt in der Erdgeschichte. Man muss schon tausend Jahre zurückgehen, bis zur mittelalterlichen Warmzeit, um ähnliche



«Rückgratlose Anpasser»: *Weltwoche*-Titel.

Temperaturen zu finden. Und der Höchstwert von 2016 wurde durch ein El-Niño-Ereignis verursacht. Für unser regionales Klima hat das keine Folgen – es kann aber den globalen Mittelwert um erfahrungsgemäss bis 0,7 Grad Celsius erhöhen. Wenn man das abzieht, fällt der Temperaturwert von 2016 nicht aus dem Rahmen. Seit zwanzig Jahren stagniert der Anstieg der Temperatur. *Eberhard Vogel, Worben*

Fasnacht ist Narrenzzeit

Nr. 11 – «Lasst die Kids mit dem Unfug in Ruhe»; Kolumne von Tamara Wernli

Was sind doch viele Schweizer zu kleinkarierten Heuchlern und Duckmäusern geworden! Andersdenkende werden selbst in der Fasnachtszeit schulmeisterlich verfolgt und beobachtet, ob sie ja alles politisch korrekt gesagt haben. Gerade die Fasnacht ist doch da, um frei von der Leber weg seine Meinung, vor allem auch politisch, kundzutun. Fasnacht war noch nie politisch korrekt! Wenn wir diese Narrenfreiheit nun auch noch einschränken wollen, gehen wir in Richtung Polizeistaat. Leben wir nicht in einer freien Schweiz? Oder will heute jeder dem anderen vorschreiben, was er zu tun, zu denken und zu sagen hat? Lassen wir die Leute doch frei denken und reden, dann können wir sie viel besser einschätzen, als wenn wir sie kriminalisieren. Lieber die Fasnacht als Ventil für die Gesellschaft nutzen und um seinen Unmut kundzutun, als destruktive Repression ausüben. *Koni Rüegg, Ebnat-Kappel*

Tabu

Nr. 11 – «Sind wir noch zu retten?»;
Erik Ebnetter über Verena Brunschweiler

Verena Brunschweiler hat recht, auch wenn es ein Tabu zu sein scheint – auch für die *Weltwoche*. Das schleckt doch keine Geiss weg: Je mehr die Weltbevölkerung wächst, desto mehr wird die Natur zerstört. Das liegt doch einfach auf der Hand. *Beat Stricker, Meilen*

Grosser Horizont

Nr. 11 – «Schreiben vor der Haustür»;
Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Am Abstieg unserer «Weltblätter» sind nicht zuletzt die Journalisten schuld. Die meisten von ihnen schreiben penetrant an der Leserschaft vorbei. Sie wollen nicht begreifen, dass die lokale Berichterstattung die Leserinnen und Leser am meisten interessiert. Unsere Journalisten aber tun nichts lieber, als sich mit langatmigen Berichterstattungen über die Wahlen in abgelegenen Weltgegenden wichtigzumachen und uns mit ihrem linken Weltbild zu indoktrinieren. Erwähnt werden sollte aber dennoch, dass kaum eine Nation so gut über das Weltgeschehen informiert ist wie wir Schweizer. In Australien, von wo ich kürzlich zurückgekommen bin, hört der Horizont der internationalen Berichterstattung meistens gleich hinter dem Nachbarland Indonesien auf. *Freddy Kugler, Bronschhofen*

Wir sind nicht Amerika

Nr. 7 – «Aufstand der Offiziere»; Philipp Gut und Christoph Mörgeli über den Armeechef

Der lockere Umgang mit Waffen in den USA ist beängstigend. Fast jeder Amerikaner darf eine Waffe erwerben und auf sich tragen. Jedes dortige Unglück oder Massaker gleich unreflektiert als Grund für schärfere Waffengesetze in der Schweiz zu nennen, ist aber unsinnig. Schweizer benützen Waffen im Schützenverein, für die Jagd, um unser Land zu verteidigen und den Frieden zu schützen. Wir vertrauen dem Staat, und der Staat vertraut seinen Bürgern. Die Amerikaner sind der Regierung gegenüber skeptischer und bewaffnen sich zum Schutz selber. Waffengewalt wie in den USA ist in der Schweiz unbekannt. Trotzdem verbinden viele den Schiesssport mit Ballerei, Krieg und Terror. Schiesssport hat damit nichts zu tun. Im Gegenteil: Oberstes Gebot für jeden Sportschützen ist, dass er niemals eine Waffe auf einen Menschen richtet! *Anita Mannhart, St. Gallen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschrift. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Die Klimaikone Greta Thunberg gibt mir zu denken. Ist es richtig von den Eltern, ein Kind mit Asperger-Syndrom dermassen der Öffentlichkeit auszusetzen? Ist es Kindsmisbrauch, wie einige Leute sagen? Oder unterschätzen wir dieses Mädchen?
A.F., Bonstetten

Greta Thunberg hat ihre Meinung zur Klimakatastrophe wirkungsvoll zum Ausdruck gebracht. Sie ist der Meinung, man sollte mehr tun, damit sich die Erde nicht weiter erwärmt. Damit vertritt sie eine Meinung, die heute sehr gut ankommt – vor allem wenn man nicht konkret wird. Vielleicht ist es ja wirklich ihre eigene Meinung und ihre eigene Sorge. Und ich hoffe, dass verantwortliche Leute mit ihr sprechen, damit sie trotzdem freudig in die Zukunft gehen kann.

Nun leidet Greta Thunberg – wie ich lese – am Asperger-Syndrom. Für mich ist das unbestreitbar eine gerissene Werbeaktion von Leuten, die verstehen, wie man Werbung macht. Wir alle wissen ja nicht, was und wer dahintersteckt. Ist es die spontane

Aktion eines Mädchens, nach Davos zu reisen, wo Manager tagen? So zumindest wird es dargestellt. Wer hat sie überredet, dies zu tun? Wir müssen es offenlassen, weil wir es nicht wissen. So oder so, nach dem gewinnenden Auftreten eines jungen Mädchens für eine Botschaft, die ja im Grunde genommen niemand bestreitet und zu nichts verpflichtet, ist die Begeisterung gross.

Es gibt werbemässig ähnlich gut gemachte Erscheinungen für entgegengesetzte Meinungen: In Frankreich demonstrierten Familienväter, die von Berufs wegen auf das Auto angewiesen sind und denen man plötzlich den Treibstoff verteuern will – im Namen des Klimas. Diese rechtschaffenen Berufsleute, die eine Familie durchzubringen haben, sagen: «Präsident Macron will, dass die Erde sich bis 2050 nicht mehr als 1,5 Grad erwärmt. Er will das (unverbindliche) Pariser Abkommen erfüllen. Aber er vergisst, dass wir heute und in den nächsten Jahren leben müssen und nicht erst 2050. Und die uns aufgepressten Steuern und Abgaben richten uns zugrunde.»

Auch dieser Protest ist ein bewegendes Beispiel aus dem Leben der Menschen – und die Botschaft ist nicht weniger richtig als die von Greta Thunberg. Emotionen und momentane Sympathien sind verständlich, aber sich ausschliesslich von diesen leiten zu lassen, kommt selten gut.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Das sagen Parlamentarier zur AHV-Steuvorlage

ab Montag, 25. März, täglich auf 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 1. April,
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv

Des obersten Richters Steuermanipulationen

In der Beziehungsgeschichte um Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer (SP) kommen neue Fakten ans Licht. Der oberste Schweizer Richter frisierte auf fragwürdige Weise die Steuererklärung seiner Freundin. Darf er das? *Von Christoph Mörgeli*

Im Zusammenhang mit dem höchsten Richter der Schweiz (*Weltwoche* Nr.11/19) zeigen sich neue Ungereimtheiten. Ulrich Meyers Konkubinatspartnerin Claire Dahinden-Uya* war in den neunziger Jahren illegal aus Kamerun in die Westschweiz eingewandert und sprach im Jahr 1998 auf dem Strich in Luzern Anton Dahinden* an. Sie meinte dazu später lapidar: «Er hat mich unter zwielichtigen Umständen kennengelernt, aber niemand hat ihn gezwungen, sich auf mich einzulassen, d. h. mich zu heiraten.» Gut zwei Jahre später vermählte sich Dahinden mit ihr.

Während Dahinden seine zwei Stiefkinder sowie das gemeinsame, drei Monate alte Baby Melanie* hütete, ging Claire kurz vor der Hochzeit heimlich wieder ihrem alten Gewerbe nach. Bei einer Polizeikontrolle des Massagesalons «Dream Makers» in Renens VD versteckte sie sich in einem Zimmer und nannte eine falsche Identität, damit ihr Mann nichts erfuhr und um die erhoffte Aufenthaltsbewilligung «L» nicht zu gefährden. Dies alles belegt ein Schreiben der Präfektur Lausanne.

Wie und wo Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer Claire kennengelernt hat, will er auf Anfrage nicht sagen. Anfang September 2015 mieteten die beiden eine Wohnung in Ebikon, für die sie im Mietvertrag als «Mieter 1» und «Mieter 2» gemeinsam unterschrieben. Das Paar wurde in den letzten Monaten auch verschiedentlich gesichtet, etwa händchenhaltend in der Mall of Switzerland in Ebikon. Dies ist insofern von Belang, als Claire Dahinden-Uya im Scheidungskrieg mit ihrem Noch-Ehemann behauptet, sie habe sich im Herbst 2017 von Bundesgerichtspräsident Meyer getrennt. Tatsächlich leben die beiden nach wie vor in einer Wohnung, und Claire benutzt auch den auf ihn eingetragenen Mercedes, da Meyer nach eigenem Bekunden nicht mehr Auto fährt.

Ein Fall von Steuerhinterziehung?

Indem Claire das Konkubinatsverhältnis verneint, kann sie vor dem Bezirksgericht Kriens und dem Kantonsgericht Luzern erfolgreich höhere Unterhaltsbeiträge von ihrem Noch-Ehemann erstreiten. In der Rechtspraxis sinkt der nacheheliche Unterhaltsbeitrag bei einem gefestigten Konkubinat, da die Frau Kosten spart. Doch die Richter glaubten Clai-



Den Willen der Kesb unterlaufen: Jurist Meyer.

res Anwältin, die beteuerte: «Die Behauptung des Konkubinats [...] dient wiederum der Stimmungsmache und entbehrt jeglicher Grundlage.»

Der *Weltwoche* liegen neben der Steuererklärung von Claire Dahinden-Uya für das Jahr 2015 auch ihre dazugehörigen Bankbelege vor. Diese handschriftliche Steuererklärung

sowie die beigelegten Berechnungen und Erklärungen stammen nachweislich von ihrem Lebenspartner Ulrich Meyer persönlich. Zwischen Mai und Juli 2015 liess der Bundesgerichtspräsident Claire 34 300 Franken zukommen, übers ganze Jahr 40 635 Franken (zuzüglich 2520 Franken für Reinigungsarbeiten). Nur: Diese 40 635 Franken hat Ulrich

Meyer bei seiner eigenhändig ausgefüllten Steuererklärung von Claire weder als Schenkung noch als Einkommen, noch als Darlehen deklariert – sondern einfach verschwiegen.

Nicht nur das: Im Dezember 2015 schenkte Ulrich Meyer seiner Claire auch einen neuen Mercedes CLA Shooting Brake, dessen Nummer auf ihren Namen eingetragen wurde. Der Wert dieses Fahrzeugs liegt bei rund 60 000 Franken. Das Auto hätte als bewegliches Vermögen versteuert werden müssen, was aber unterblieb. Insgesamt verhalf Bundesgerichtspräsident Meyer seiner Lebenspartnerin mutmasslich also zu einer Steuerhinterziehung von 100 000 Franken. Weil Meyer 2015 bestritt, mit Claire zusammenzuwohnen, würden auf seine Schenkungen exakt 30 000 Franken Schenkungssteuer anfallen. Der sozialdemokratische Bundesgerichtspräsident musste die Rechtslage kennen. Leistete er durch das Ausfüllen dieser Steuererklärung mutmasslich Beihilfe, um auch in seinem Interesse einen stattlichen Betrag am Fiskus vorbeizuschleusen?

Als sich im Frühjahr 2017 – rund zwei Jahre nach Meyers grosszügigen Zahlungen – abzeichnete, dass das Bezirksgericht im Rahmen des Scheidungsverfahrens Dahinden-Uya die Herausgabe der Bankbelege verfügen würde, geriet der Bundesgerichtspräsident massiv unter Druck. Denn seine Schenkungen waren erstens nicht versteuert und konnten zweitens als Unterhaltsbeiträge gelten. Darum vereinbarte er mit Claire eine «Schuldanererkennung» über 34 300 Franken. Sie versprach, die Summe im Rahmen ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit in Monatsraten zu 250 Franken zurückzuzahlen. Es handelte sich bei diesem nachträglich konstruierten Darlehen mutmasslich um einen untauglichen Verschleierungsversuch, denn ein Darlehen muss zum Zeitpunkt des Geldflusses in der Steuererklärung angegeben werden.

Die Anwältin von Claire Dahinden-Uya kommentierte im Herbst 2017 gegenüber dem Bezirksgericht, die Zahlungen von Ulrich Meyer stellten «keine regelmässigen Unterhaltszahlungen, sondern kurzfristige Überbrückungskredite dar». Claire Dahinden-Uya sei schliesslich verpflichtet, Meyer die Darlehen zurückzuzahlen, «sobald sie wirtschaftlich dazu in der Lage ist». Was nahelegt, dass sie in den sieben Monaten seit Unterzeichnung des «Darlehensvertrags» offensichtlich noch keine Rückzahlungen geleistet hatte. Überhaupt lassen die Überweisungen Ulrich Meyers mit dem ausdrücklichen Zusatz «Aus Liebe, Bär Ueli» nicht unbedingt an ein Darlehen denken.

Auch die 5000 Franken, die Claire Dahinden-Uya 2015 aus unbekannter Quelle auf der Bank deponierte, blieben unversteuert. Diese Einzahlungen strafen die Behauptung ihrer Anwältin Lügen: Claire, so behauptete die Juristin, «misstraut den Banken und bewahrt daher ihr Geld in bar bei sich zuhause auf».

Nur: Warum hat sie dieses angeblich daheim gehortete Bargeld dem Fiskus nicht angegeben? Sicher ist, dass die Mitwirkung von Bundesgerichtspräsident Meyer beim Ausfüllen von Claires Steuererklärung Fragen aufwirft.

Gegen den Willen der Kesb

2013 erstellte der Sozialarbeiter Markus Käch* einen Abklärungsbericht für die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) über die fünfzehnjährige Jaël* und die dreizehnjährige Melanie Dahinden. Anlass dazu bildeten zwei Gefährdungsmeldungen, wobei eine von der Luzerner Polizei, die andere von der Schulsozialarbeiterin stammte. Die Meldungen betrafen die Mutter Claire Dahinden-Uya, die dem von ihr getrennt lebenden Vater die Kinder nicht – wie vereinbart – übergeben wollte. Sie hatte ihren Mann und die Kinder schon mehrfach geschlagen. Auch sei sie sehr aufbrausend, könne «völlig ausrasten» und trinke «regelmässig Alkohol»; die Schulsozialarbeiterin teilte zusätzlich mit, «die Mutter drohe den Kindern mit Suizid».

Schon früh musste Anton Dahinden die Hauptverantwortung für alle drei Kinder übernehmen. Er machte mit ihnen Hausaufgaben und gestaltete die Freizeitaktivitäten. Der Kesb-Bericht hält auch die Aussage von Anton Dahinden fest, nach der Claire in einem «ungünstigen Umfeld» verkehre, kaum integriert sei und oft stundenlang telefoniere.

Die Überweisungen mit dem Zusatz «Aus Liebe, Bär Ueli» lassen nicht an ein Darlehen denken.

Ihre jüngere Tochter verunsicherte sie mit der nachweislich falschen Aussage, Anton Dahinden sei gar nicht ihr leiblicher Vater.

Die Schulsozialarbeiterin beschrieb die Situation gegenüber der Kesb wie folgt: «Die Mutter wirke völlig überfordert, sei derzeit kaum in der Lage, ihrer Fürsorgepflicht nachzukommen. Claire Dahinden-Uya selber lehne jede Form von Hilfe ab, sie habe geäussert, sie wolle lieber sterben als psychologische Hilfe in Anspruch nehmen. Claire Dahinden-Uya habe wahrscheinlich ein Alkoholproblem, sie trinke nach Angaben der Kinder etwa eine Flasche Wein pro Tag. Für sie [die Schulsozialarbeiterin] stehe ausser Frage, dass Claire Dahinden-Uya entgegen ihrer eigenen Haltung Hilfe benötige.» Tochter Jaël hat damals sechs Kilo abgenommen – laut der Klassenlehrerin, «weil

sie das Essen der Mutter nicht möge, beim Vater könne sie essen». Auch könne sie nicht schlafen, weil die Mutter bis spät in die Nacht hinein telefoniere. Insgesamt sei von Seiten der Mutter «wenig Empathie für Jaël spürbar gewesen».

Die Kesb empfahl, den beiden Töchtern einen Beistand zur Seite zu stellen, der älteren eine spezielle Erziehungsbeistandschaft. Etwas später wurden beide Töchter der Obhut von Vater Anton Dahinden anvertraut.

Als Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer ins Leben der Mutter Claire Dahinden-Uya trat, versuchte er, sich explizit als neuer «Stiefvater» zwischen die Töchter und Anton Dahinden zu stellen (*Weltwoche* Nr. 11/19). Die zuständige Bezirksrichterin Myriam Schützenhofer (SP) musste ihn schliesslich auffordern, davon abzusehen, «unangemeldet bei der Schnupperstelle aufzukreuzen» oder mit Tochter Melanie «Gespräche über die Obhutsuteilung zu



Hilfe nötig: Claire Dahinden-Uya.

führen». Wie kommt ein Bundesgerichtspräsident dazu, sich derart in eine andere Familie einzumischen? Umso mehr, als er ja ein engeres Verhältnis zur Mutter abstreitet.

Besonders schwer wiegt, dass Bundesgerichtspräsident Meyer versucht hat, Anton Dahindens leibliche Tochter Melanie bei der Mutter wohnen zu lassen. Zu diesem Zweck bereitete er am 1. Juli 2015 ein Schreiben zur Unterschrift für Melanie vor, in dem diese erklärte, sie habe mit ihrer Mutter «viele gute Gespräche» geführt. Nun beginne sie eine Lehre in einem Hotel in Luzern: «Für diesen neuen Lebensabschnitt habe ich mich entschlossen, bei meiner Mutter zu wohnen. Ich bitte Sie höflich, die nötigen Schritte in die Wege zu leiten, damit dieser mein Wunsch auch rechtlich anerkannt wird.»

Einige Monate später sagte Melanie gegenüber Bezirksrichterin Schützenhofer, sie wisse nicht genau, warum sie hauptsächlich bei der Mutter wohne: «Es gibt nicht wirklich einen Grund dafür.» Als die Richterin nachfragte, wer ihre schriftliche Erklärung «vorbereitet» habe, räumte die Fünfzehnjährige ein, dass sie ihren Willen nicht selber formuliert habe: «Ueli Meyer, der Freund meiner Mutter, hat diesen Brief aufgesetzt.»

Seit dem Urteil der Kesb von 2013 gilt Claire Dahinden-Uya offiziell als «überfordert». Dennoch wollte Bundesgerichtspräsident Meyer deren Tochter Melanie unbedingt dem Sorgerecht seiner Partnerin unterstellen.

* Namen geändert



«Jeder kann sich verbessern»: Professorin Carollo.

«Ich bin Anna Göldi»

Die ETH entlässt erstmals in ihrer 164-jährigen Geschichte eine Professorin. Der Vorwurf lautet «Mobbing». Hier äussert sich Marcella Carollo, die geschasste Astrophysikerin, über die Affäre. Und erhebt schwere Vorwürfe. *Von Roman Zeller*

Ihr Leben sei schrecklich, sagt Marcella Carollo, bis Freitag vor einer Woche ordentliche Professorin für Astrophysik an der ETH Zürich. Sichtlich nervös stöbert die Wissenschaftlerin im Blätterstapel vor sich auf dem Tisch im Sitzungszimmer einer kleinen Anwaltskanzlei. «Kennen Sie die Geschichte von Anna Göldi?», fragt sie. Carollo hat den Wikipedia-Eintrag über die «letzte Hexe» der Schweiz ausgedruckt und schiebt ihn herüber. Sie erklärt sich hastig. Erst als sie bei ihren Kerngebieten, dem Universum und Galaxien, anlangt, beruhigt sich ihre Stimme. Es war 2002, so Carollo, als sie an die ETH kam und die Solarphysik um die Arbeit mit dem Teleskop bei Nacht erweiterte. «Wunderbare Wissenschaft» nennt sie ihre Arbeit, «mehrfach preisgekrönt». Sie selbst gehöre zum «obersten Prozent aller zitierten Wissenschaftler weltweit».

Frau Carollo, ETH-Präsident Joël Mesot entschuldigte sich am Freitag, als er Ihre Entlassung bekanntgab, öffentlich für Ihr Verhalten gegenüber Doktoranden. Zu Recht?

Ich denke, jeder an der ETH hat eine Entschuldigung verdient. Sie sollte nicht nur den Doktoranden gelten, sondern auch dem Personal, den Professoren, allen. Der Ruf der Institution als Ganzes ist betroffen. Der angebliche Sieg der Doktoranden ist ein Scheinsieg. Wir sitzen im gleichen Boot.

Aber es geht doch um die Studenten. Sie sollen gesagt haben, ihre Gehirne seien zu klein.

Das habe ich nie gesagt.

So titelte der Tages-Anzeiger.

Das ist eine manipulierte, falsche Darstellung.

Gab es Tränen während oder nach einem Gespräch mit Ihnen?

Ja, aber selten. Ich war nie beleidigend. Menschen reagieren manchmal emotional, gerade in einem kompetitiven Arbeitsumfeld. Ich versuchte stets, zu fördern und zu fordern.

Vielleicht waren Sie zu grob.

Beim Fall der angeblich gemobbten Doktorandin hatte ich das Gefühl, der Fortschritt ihrer Arbeit verlaufe nicht ideal. Das sagte ich ihr auch. Aber meine Worte waren ermutigend, dafür gibt es schriftliche Belege.

Es heisst, ein ehemaliger Student von Ihnen habe einen «Nervenzusammenbruch» erlitten. Das scheint schwerwiegend.

Es gab einen Zusammenbruch, das war aber nichts Nervliches. Der Student musste professionelle Beratung einholen, weil er sich stark unter Druck fühlte.

Wegen Ihnen?

Wegen der Arbeit. Die ETH ist eine wettbewerbsorientierte Umgebung. Ich suchte sofort nach professionellem Rat für ihn, und dieser Rat lautete, es sei besser, mit der Dissertation aufzuhören. Am Schluss gab es eine einvernehmliche Lösung, und der ehemalige Doktorand bestätigte 2017 sogar, dass es sich nicht um Mobbing gehandelt habe. Das Wort «Mobbing» wurde erst von der NZZ am Sonntag aufgebracht. Seitdem wird alles, was ich je getan haben soll, als Mobbing bezeichnet. Der Rest der Medien kopierte einfach die NZZ am Sonntag. Aber die ETH hat nie gesagt, welches unangemessene Benehmen sie mir vorwirft.

Warum wurden Sie denn entlassen?

Weil ich «uneinsichtig» sei.

Was heisst das genau?

Die ETH sagt, dass ich meine Taten nicht eingestehen und mich nicht verbessern wolle. Schauen Sie, jeder kann sich verbessern, man muss aber wissen, wo genau. Ich liess meine Doktoranden zum Beispiel eine Stunde täglich Fachliteratur lesen. Wenn die ETH gesagt hätte, eine halbe Stunde sei genug, dann wäre ich bereit gewesen, das zu ändern. Ich wollte auch, dass meine Doktoranden ausgezeichnete Präsentationen halten, wenn sie an Konferenzen auftreten. Deshalb übten wir die Präsentationen lange. Die *NZZ am Sonntag* hat das als «Mobbing» bezeichnet, und die ETH hat mit ihren Pressemitteilungen diese Propaganda verschärft.

Das heisst, Sie führen eher streng?

Mein Motto war, dass ich für die Studenten, die zu mir kommen und ihre Karriere in meine Hände legen, alles tue. Meine Doktoranden und ich waren ein Team, und das Ziel war, Erfolg zu haben.

Und dabei haben Sie nie eine Grenze überschritten?

Auf keinen Fall! Ich habe nur sicher gestellt, dass die Doktoranden ihr maximales Potenzial erreichen.

Was verstehen Sie unter «Mobbing»?

Fehlenden Respekt. Diesen «Respekt» hat die ETH in ihren Pressemitteilungen übrigens oft beschworen, mich aber nie spüren lassen. Was habe ich getan? Ich bat meine Studenten, eine Stunde täglich zu lesen, benutzte aber niemals eine unangemessene Sprache und sprach schon gar nicht von irgendwelchen Gehirngrössen. Die Kampagne gegen mich, das ist Mobbing.

ETH-Präsident Mesot sprach von Fehlern der ETH. Was meint er?

Ich hoffe, Sie stellen diese Frage auch ihm. Die Fehler reichen von unethischem Verhalten der Ombudsstelle, die eine vertrauliche Information durchsickern liess, bis hin zu Amtsmissbrauch. Ich wurde mit den Vorwürfen nie richtig konfrontiert. Das ist doch ein Menschenrecht, nicht? Alles wurde geheim gehalten. Sogar Professorenkollegen forderten ein faires Verfahren. Ich habe sicher nie gesagt, es solle ohne Untersuchungen ein Urteil gefällt werden. Lasst uns ein faires Verfahren führen, bitte. Das ist der Grund, warum ich meine Situation mit der letzten Hexe vergleiche: Ich bin die heutige Anna Göldi.

Wurden Sie nie von der ETH angehört?

Nein, bis heute nicht. Mit dem Ombudsmann konnte ich nur einmal sprechen, nach einem Treffen am 9. Februar 2017 mit dem Prorektor und der Departementsleitung. Ich suchte ihn auf, weil ich an diesem Treffen selbst schikaniert worden war. Mir wurde damals mitgeteilt, Studenten und Doktoranden hätten sich über

mich beschwert, ohne dass ich erfuhr, was ich getan haben soll. Auf meine Nachfrage erhielt ich keine Antwort. Konkret wurde mir nur vorgeworfen, dass ich meine Leute nicht an Konferenzen geschickt hätte und solche Dinge. Ich antwortete, dass dies nicht wahr sei, und von diesem Moment an wurde ich für «uneinsichtig» erklärt. Die Tortur dauerte drei Stunden, und am Ende weinte ich.

Damals war Lino Guzzella Präsident der ETH. Hat er jemals mit Ihnen gesprochen?

Ja, drei Mal. Zum ersten Treffen ging ich ohne Anwalt. Ich dachte, dass der Präsident eingreifen und mir wenigstens einen fairen Prozess bieten würde. Stattdessen wurde ich darüber informiert, dass er das Institut schliesse. Ich war schockiert. Guzzella zeigte auf mich und sagte, dass ich das Problem sei. Ich hatte den Präsidenten einer Universität vor mir, und er demontierte ein ganzes Institut, weil er unbewiesenen Vorwürfen gegen eine einzelne Person glaubte.

Wie sind diese Vorwürfe überhaupt an die Medien gelangt?

Das weiss ich nicht. Die *NZZ am Sonntag* zitierte aus einem vertraulichen Brief des Ombudsmanns, den dieser an Guzzella und den ETH-Rat geschickt hatte. Der Artikel vermeldete meine Entlassung, als ich noch ein Coaching bekam von der ETH. Und der Artikel erwähnte eine Person, die mit der Angelegenheit vertraut sei und über den möglichen Skandal informiert habe. Monate später hörte ich, dass der Journalist Roger Schawinski zu Insiderinformationen gekommen sei. Sein Sohn, Kevin Schawinski, hat am Institut für Astrophysik gearbeitet. Ich habe ihn betreut.

Ist Kevin Schawinski ein Drahtzieher?

Ich werde es wohl nie erfahren, alles ist geheim. Ich finde, es sollte eine Untersuchung geben – auch über seine Rolle.

Was haben Sie gemacht, als 2017 die Anschuldigungen öffentlich wurden?

Ich habe versucht, meine Würde zu wahren. Ich weiss, wer ich bin und was ich getan habe. Ich habe immer wieder um die Möglichkeit gebeten, mich den falschen Anschuldigungen zu stellen. Das wurde mir systematisch verwehrt.

Wie sieht Ihre Zukunft aus?

Die ETH hat alles getan, um meine Karriere zu zerstören, die ich mir 25 Jahre lang hart erarbeitet hatte. Dass ich eine kompetente Wissenschaftlerin bin, hat die zweite Untersuchung gezeigt, wo es um ein wissenschaftliches Fehlverhalten ging. Diese Untersuchung ist abgeschlossen, und ich wurde für nicht schuldig befunden. Aber ja, die ETH hat mich erledigt. Ich habe keine Ahnung, in welche Richtung meine Zukunft geht. Das Einzige, was ich will, ist ein faires Verfahren.

Hauptstadt

Begegnungszone

Bern setzt neue Massstäbe bei der Volksbeglückung.

Da sage noch einer, die Berner seien langsam. Wenn es darum geht, die Stadtbewohnenden zu beglücken, ist man in Bern schnell, sehr schnell sogar. So hat sich die rot-grüne Regierung das Ziel gesetzt, noch dieses Jahr die Stadt mit den schweizweit meisten Begegnungszonen zu werden, wie sie jüngst verkündete. Mehr als 120 Strassenzüge sollen zu Wohnoasen werden, wo «Nachbarn zusammen Kaffee trinken» und «Sportler ihr Velo putzen» können. Selbst Autofahrer haben Zutritt, sofern ihnen die kaffeetrinkenden Nachbarn und die putzenden Sportler Platz machen. Nun mag der eine oder andere Zeitgenosse denken, dass Strassen eigentlich dafür gebaut wurden, um von A nach B zu kommen, und nicht als Treffpunkt für einen Kaffeeplausch oder fürs Veloputzen. Doch mit dieser Einstellung kommt man in der Hauptstadt nicht weit. In Bern sind nämlich zwei Drittel der Strassen auf Tempo 30 oder 20 runtergebremst worden. Und auch für das letzte Drittel, das noch nicht von Nachbarn oder Sportlern besetzt ist, naht Besserung: Die Regierung überlegt sich, welche Strassen sie zu Sackgassen umfunktionieren will, wie sie diese Woche mitteilte.

Strafsteuer für Wohnungssünder

Damit das urbane Feeling so richtig durchschlägt, hat die Stadtregierung zudem damit begonnen, eine Vielzahl bislang unbeachteter grüner Fleckchen zu möblieren und mit Hochbeeten für den Stadtgärtner aufzuwerten. Dabei bleibt es aber selbstverständlich nicht. Die Liste der guten Dinge, die die Stadt den Bernerinnen und Bernern angedeihen lässt, reicht noch viel weiter. Etwa beim Essen: Mit einem neuen Food-Festival wird den Bewohnenden gezeigt, wie man sich umweltbewusst ernährt. Hin und wieder muss dabei leider auch zu unpopulären Massnahmen gegriffen werden. Dass in den öffentlichen Bädern Hotdogs zum No-Go erklärt wurden und man jetzt Bio-Falafel ausgibt, gefiel zu Beginn nicht allen Gästen. Doch geht es darum, die Menschen zum Besseren zu erziehen, haben solche Befindlichkeiten keinen Platz. Ein weites Feld tut sich auch bei der Wohnungspolitik auf. Hier stechen die Grünen mit einer besonders innovativen Idee hervor: einer Strafsteuer für Wohnungssünder, die in zu grossen Wohnungen leben und einsehen müssen, dass eine kleine Bleibe auch ausreicht. Wer es dann zu Hause nicht mehr aushält, weil es ihm zu eng ist, kann ja wieder mal sein Velo putzen. In der Begegnungszone. *Katharina Fontana*

Gössis Schlingerkurs

Nach den Kehrtwenden der FDP in der Klima- und Europapolitik stellt sich die Frage: Wer führt eigentlich den Freisinn? Die Fraktionsmitglieder verweisen auf die Parteipräsidentin. Und erwähnen einen Altbekanntten. *Von Hubert Mooser*

FDP-Präsidentin Petra Gössi kann mit sich zufrieden sein. Seit Wochen ist ihre Partei jeden Tag auf Sendung – weil der Freisinn spektakuläre politische Pirouetten vollzieht. Zuerst erfolgte eine Kurskorrektur bei der Klimadebatte: Wollte man bei der Beratung des CO₂-Gesetzes im Parlament gar nichts wissen von Inlandzielen und Flugticketsteuern, hat die Parteichefin vor einigen Wochen in einem Interview mit Tamedia-Zeitungen angekündigt, sie wolle hier Hand bieten, damit etwas in Bewegung komme. Bei der Fraktionsklausur im Obwaldner Wintersportort Engelberg beschloss die Partei dann auch noch eine fast bedingungslose Zustimmung zum schweizweit umstrittenen Rahmenvertrag (InstA), nachdem die FDP in den Monaten davor noch grosse Vorbehalte gegen dieses Abkommen kundgetan hatte.

Jede andere Partei wäre nach einem solchen Slalomlauf von den Medien tagelang ausgepiffen worden, aber die Berichterstattung zur FDP blieb weitgehend wohlwollend. Die *NZZ am Sonntag* deutet Gössis Ankündigung zur Klimadebatte als ein Zeichen dafür, dass sie ihren Führungsanspruch anmelde. Die FDP-Präsidentin sei frecher geworden, sie stelle nicht bloss alte Positionen in Frage, sie lanciere auch eine Grundsatzdebatte über die Umweltpolitik. Gemeint ist damit, dass Gössi in den nächsten Wochen die 120 000 FDP-Mitglieder zur Klimapolitik befragen will.

Neue Devise

Fest steht: Petra Gössi ist nicht eine, die Veränderungen kategorisch ausschliesst. Sie findet, die FDP müsse sich Spielraum bewahren. «Warum soll man nicht auch einmal Anliegen aus der Bevölkerung aufnehmen?», findet sie im Zusammenhang mit der Klimapolitik. «Wenn wir uns taub stellen, dann kommen radikale Initiativen, die an der Urne eine Chance haben.» Man müsse hin und wieder auch die eigenen Positionen anschauen, ohne dass man sie dann gleich aus dem Programm kippe. Die FDP habe weder in der Klimapolitik noch in der EU-Politik eine Kehrtwende vollzogen.

Besonders beim Rahmenvertrag versucht die FDP, mit mehr als nur Kritik wahrgenommen zu werden. Die Bedeutung der bilateralen Verträge hervorstreichen und nicht die Schwachstellen des Rahmenvertrags kritisieren, lautet neu die Devise beim Freisinn. Damit will man nicht bloss dem ungeliebten InstA das Terrain ebnet, sondern auch vorsorglich



Verzerrter Sound: FDP-Chefin Gössi.

der Begrenzungsinitiative der SVP, die eine massvolle Zuwanderung verlangt, entgegenwirken. Doch der neue Sound der FDP klingt noch etwas verzerrt, das konnte man am Montag bei der Debatte über die Kohäsionszahlungen an die EU in Höhe von 1,3 Milliarden Franken heraushören.

Hauptakteur bei der FDP war Aussenpolitiker Hans-Peter Portmann, der im Nationalrat für seinen Antrag weibelte, das Geschäft zurückzuweisen. «Einfach nur zustimmen und sich [von der EU, die Red.] alles gefallen lassen, das kommt für uns nicht in Frage», ereiferte sich Portmann. Das Problem dabei: Das sagt der gleiche Politiker, der laut *Sonntagsblick* jeden «für geistig umnachtet» hält, der dem vorliegenden Entwurf zum Rahmenvertrag mit der EU nicht zustimmt. Um es in Worten Portmanns zu sagen: Die Schweiz soll sich genau diesen Vertrag von der EU gefallen lassen, der die Übernahme von EU-Recht, fremde Richter, die Schleifung des Lohnschutzes und offene Türen für Sozialhilfebezügler bedeutet. Und das ist nicht alles: Portmann gab sich in der Debatte überzeugt, seine Partei, die FDP, unterstütze seinen Antrag; ein paar Minuten später lehnten zwei Drittel der FDP-Fraktion diesen ab.

Also zuerst für das Rahmenabkommen, aber gegen die Kohäsionsmilliarde, dann wieder für das Rahmenabkommen und die Kohäsionsmilliarde: Das Wundersame an der Politik des Freisinns unter Präsidentin Gössi ist, dass

nichts wirklich zusammenpasst, aber die Partei dennoch in den Kantonen eine Wahl nach der anderen gewinnt. Seit 2016 hat die FDP bloss in Obwalden, Schwyz, Schaffhausen und im Wallis leichte Verluste erlitten. Dafür konnte sie in Neuenburg, der Waadt, im Thurgau, in Bern, Graubünden, Nidwalden und Uri zulegen. Und die letzten Umfragen sehen die Partei auch für die eidgenössischen Wahlen im Herbst als Siegerin. Das erklärte Ziel von Gössi: die SP an Wählerstärke übertreffen.

Lob für die Chefin

Das Kalkül der FDP ist seit dem Präsidium von Philipp Müller einfach: volle Konzentration auf die Wähler rechts der Mitte bei den Ausländerthemen; im Europadossier ein bisschen Härte markieren, aber nicht mit der SVP marschieren; interne Querelen nicht an die Öffentlichkeit tragen und Widersprüche mit effizientem Marketing schönfärben. Dieses Kalkül ist bisher voll aufgegangen. Entsprechend halten sich jene zurück, die wie Gewerbeverbanddirektor Hans-Ulrich Bigler mit Kursänderungen beim Rahmenvertrag oder bei der CO₂-Gesetzgebung nicht einverstanden sind. «Dass einem ein Entscheid manchmal etwas weniger gefällt als ein anderer, gehört zum Parteileben dazu», meint Bigler – obwohl es beim Gewerbe gerade wegen dieser Entscheide der FDP brodelt. Nicht einmal die Affäre um Regierungsrat Pierre Maudet oder die Geschichten über die Steuertricks von Regierungsrat Pascal Broulis und Nationalrätin Isabelle Moret haben der FDP bisher geschadet.

«Wenn wir uns taub stellen, dann kommen radikale Initiativen, die an der Urne eine Chance haben.»

Nach den letzten Kehrtwenden in der Klima- und Europapolitik, die laut Gössi keine Kehrtwenden sind, fragt man sich, wer die Partei tatsächlich führt. «Petra Gössi», sagen die Ständeräte Damian Müller und Joachim Eder sowie die Nationalräte Christian Wasserfallen und Hans-Ulrich Bigler im Chor. Und sie mache einen sehr guten Job. Für die *NZZ am Sonntag* ist Generalsekretär Samuel Lanz der strategische Kopf. Die *Bilanz* brachte den Präsidenten der Vereinigung «Freunde der FDP», Philip Mosimann, als Gössi-Einflüsterer ins Spiel.

Bei der Klausursitzung in Engelberg, wo das InstA prominent diskutiert wurde, führte wie in der Vergangenheit bei anderen zentralen Themen Ständerat Philipp Müller den Taktstock. Er soll die Fraktion während einer sechsstündigen Debatte und assistiert vom Luzerner Ständerat Damian Müller auf den neuen EU-Kurs eingeschworen haben. Einzelne der Fraktionsmitglieder kamen sich etwas verschaukelt vor, dass aus dem Ja zum Rahmenabkommen mit einem scharfen Aber, wie in den Klausurunterlagen vorgängig festgehalten, plötzlich ein fast bedingungsloses Ja zum InstA geworden war. Ständerat Hans Wicki findet es einen geschickten Zug, dass Philipp Müller das Thema aufgegriffen hat. «Wenn ein europafreundliches Fraktionsmitglied die Argumente für einen Rahmenvertrag vorgetragen hätte, wäre es garantiert nicht so herausgekommen», meint der Nidwaldner Ständerat.

Mit anderen Worten: Wenn Philipp Müller zum Vertrag steht, kann er nicht so schlecht sein. Mit Müller ist das aber so eine Sache. Besonders bei ausländischer- oder europapolitischen Themen gibt er in der ersten Phase immer den grossen Bedenkenträger, der die öffentliche Stimmung abholt. In der zweiten Phase krebst er, ohne rot zu werden, wieder zurück und lässt sich in Phase drei als grosser Retter einer Vorlage feiern. So zum Beispiel geschehen bei der Personenfreizügigkeit.

2009 gab Müller den Kritiker, weil die Einwanderung «förmlich explodiert» sei. Als die angenommene Masseneinwanderungsinitiative im Parlament behandelt wurde, war er der Hauptdrahtzieher bei deren Nichtumsetzung. Auch beim Rahmenvertrag spielte er zuerst den kritischen Bedenkenträger, um sich jetzt als Retter der bilateralen Verträge feiern zu lassen. Es ist fast die perfekte Mühle: Egal, wie es ausgeht, Müller ist immer auf der richtigen Seite.

Von unten gewachsen

Und Gössi lässt ihn machen: «Wir sind keine Partei mit einem Kopf», pflegt sie zu sagen. Natürlich müsse die Parteichefin führen. Die FDP sei aber anders als die SVP eine Partei, die von unten gewachsen sei. «Wir haben keinen Chef, der einen Kurs vorgibt, und alle richten sich danach.» Sie versuche immer wieder, andere Parteileute in den Vordergrund zu bringen. «Wir haben Parlamentarier in den einzelnen Fachkommissionen, die sich intensiv mit Themen beschäftigt haben. Sie sollen mit ihren guten Argumenten überzeugen.»

Wenn es Probleme gibt, dann hat aber auch die FDP nur einen Kopf. Als Anfang Jahr die Wogen wegen des Genfer Staatsrats Pierre Maudet hochgingen, wurde auch Philipp Müller von der *Aargauer Zeitung* zum Fall Maudet befragt. Seine Antwort: «Pierre Maudet? Das ist nicht mein Thema, wenden Sie sich an Präsidentin Petra Gössi.»

Beamte

Weiter wie bisher

Das Horten von Ferientagen ist unter Spitzenkadern des Bundes quasi eine sportliche Disziplin. Obwohl der Bundesrat seit Jahren den Abbau der hohen Guthaben verlangt.

Wenn höhere Kader der Bundesverwaltung abtreten, wird es für die Steuerzahler teuer. So Anfang März, als der Bund dem abtretenden Staatssekretär für internationale Finanzfragen (SIF), Jörg Gasser, für sieben nicht bezogene Ferientage 12 800 Franken auszahlen musste. Das entspricht vergleichsweise zwei Monatslöhnen einer Direktionsassistentin in der Privatwirtschaft. Dem früheren Chef des Bundesamts für Bauten und Logistik, Gustave Marchand, zahlte der Bund für Ferienguthaben sogar über 80 000 Franken.

Seit dem Fall Marchand kontrolliert und moniert der Bundesrat regelmässig die hohen Ferienguthaben seiner Spitzenkräfte. Wie ein vertrauliches Aussprachepapier vom 25. Februar 2019 über die Ferien- und Zeitguthaben aus dem Jahr 2018 der Bundeskader aufzeigt, scheint es aber, als würden alle weitermachen wie bisher. «Im Vergleich zum Vorjahr haben sich die Werte nur unwesentlich verändert», heisst es im jüngsten Reporting. Einzig die Anzahl Personen, die 100 oder mehr Tage an Ferienguthaben ausweisen, sei signifikant zurückgegangen. Dafür ist die Zahl derjenigen, die 40 bis 100 Ferientage gehortet haben, von 41 auf neu 43 gestiegen.

Sammelwütige Stellvertreter

Besonders eifrig türmten wie schon 2017 (*Weltwoche* Nr. 14/18) die Topdiplomaten des Aussendepartements hohe Ferienberge auf. Fast die Hälfte der Kaderleute, die in der Salärklasse zwischen 20 000 und 30 000 Franken im Monat rangieren und hohe Ferienguthaben ausweisen, sind EDA-Botschafter. Der krasseste Fall ist ein Missionschef, der mit 110,5 Ferientagen zu Buche schlägt. Um wen es sich handelt, lässt sich nicht sagen, da die Liste anonymisiert ist und das EDA keine Namen bekanntgibt.

Bei anderen Kaderleuten lässt sich dagegen leicht herausfinden, wer sie sind, da die Funktion des Betreffenden in der vertraulichen Liste des Bundespersonalamts aufgeführt ist. Dabei fällt auf, dass sich besonders die stellvertretenden Direktoren grosser Bundesämter seit Jahren im roten Bereich bewegen.

Während zum Beispiel der Chef der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), Manuel Sager, nur einen geringen Feriensaldo aufweist, hat sein Stellvertreter, Manuel Bessler, einen Ferienberg von über zwei Monaten aufgeschüttet. Auch die Nummer zwei im SIF, Alexander Karrer, erfreut sich eines



Es wird teuer: Ex-Chefbeamter Marchand.

hohen Ferienguthabens. Bei der Eidgenössischen Finanzverwaltung hat Stellvertreter Karl Schwaar in den letzten Jahren über zwei Monate auf seinem Ferienkonto angesammelt.

Zu den Kaderleuten, die im Aussprachepapier mit hohen Ferienguthaben geführt werden, gehört der Chef des Nachrichtendienstes (NDB), Jean-Philippe Gaudin. Er hatte Ende 2018 noch zwei Monate Ferien zugut. Dass EDA-Staatssekretär Roberto Balzaretto einen Monat Ferienguthaben ausweist, kann man verstehen. Er stand 2018 bei den Verhandlungen mit der EU pausenlos im Einsatz; viel Zeit für Ferien blieb da nicht. Doch wie kommt es, dass auch der Direktor des Bundesamts für Wohnungswesen, Ernst Hauri, über fast den gleich hohen Feriensaldo verfügt? Und was ist mit dem Chef der Konsularischen Direktion des EDA, Botschafter Johannes Matyassy, der fast drei Monate Ferienguthaben auf seinem Konto hat? Ist Botschafter Matyassy so überlastet?

Schrumpfen werden diese Ferienberge in absehbarer Zeit nicht.

Denn zu den 2018 ausgewiesenen Guthaben kommen 2019 laut Aussprachepapier von Ueli Maurer altersbezogen noch weitere 25 bis 35 Ferientage sowie allenfalls Treueprämien, Sabbaticals, Guthaben oder Ausgleichstage für Vertrauensarbeitszeit hinzu. Spätestens wenn diese Leute abtreten, klingelt die Bundeskasse. Wie im Fall von Gasser, Marchand und anderen. *Hubert Mooser*

Gender-Sprache erreicht Chefetage

Schweizer Unternehmen wie die Swiss Re beugen sich zunehmend dem Druck zur geschlechtergerechten Sprache, der von amerikanischen Firmen und von Universitäten ausgeht. Die Manager geben Freiheit und Verantwortung ab. Von Beat Gygi

Ein Schweizer Mitarbeiter eines international tätigen deutschen Konzerns erhält von seinem obersten Chef zweimal die gleiche E-Mail. Oder fast die gleiche, nämlich einmal auf Deutsch und einmal auf Englisch. Die Anrede in der deutschen Variante lautet: «Sehr geehrter Herr XY...», die englische Version beginnt mit «Dear Mike...». Die Texte darunter tönen ebenfalls unterschiedlich, der deutsche distanzierter, der englische kollegialer. Für den Mitarbeiter, mittleres Kader, ist es kein Problem, zwischen Sprachkulturen umzuschalten, er steht dauernd im Gespräch mit Vorgesetzten in Deutschland wie auch in Italien oder in den USA. Er fragt sich aber gleichwohl, ob in den E-Mails wirklich beide Male die gleiche Person gemeint ist.

CEO tönt besser als Generaldirektor

Oder muss er wählen, ob er sich lieber angesprochen fühlen will als Projektleiter eines Unternehmens nach deutscher hierarchischer Machart mit fünf Führungsstufen und strengem Berichtswesen – oder ob er sich als Spieler eines Teams verstehen möchte, in dem jeder ohne grosse formelle Kompliziertheiten vorwärtsmacht und sein Bestes gibt für die Firma? Natürlich ist er nicht derart frei in der Wahl seiner Rolle im Unternehmen, aber es ist auch klar, dass die Sprache, die in der Firma herrscht, bei den Mitarbeitern die Wahrnehmung «ihres» Unternehmens stark bestimmt. In der Sprache kommt zum Ausdruck, wie die Chefs führen und wie die Mitarbeiter mit-

Die Schweizer Wirtschaft ist, so gesehen, bereits weitgehend von den Angelsachsen erobert.

machen. Amerikanische Sitten und Gebräuche sind oft mit englischen Schlagworten in deutschsprachige Betriebe gelangt – früh mit dem «Marketing», später mit gut klingenden Titeln und Funktionsbezeichnungen, CEO tönt besser als Generaldirektor.

Im Grunde genommen gibt es die deutsche Sprache schon gar nicht mehr. In der Arbeitswelt gilt der Begriff «Mitarbeiter» heute als unangemessen und wird höchstens noch von Leuten über sechzig verwendet. Vor allem in grossen Unternehmen und beim Staat hat sich die andere Form – «Mitarbeitende» – ausgebreitet, die geschlechtsneutral sein, also nicht nur männliche, sondern auch weibliche Mit-

arbeitende umfassen soll. So haben Verwaltungsräte nun oft eine Chairperson statt einen Chairman, Universitäten schreiben von Studierenden, Schulen von Lehrpersonen, die Polizei von Delinquenten – als ob sich diese dauernd auf frischer Tat befänden.

Die Schweizer Wirtschaft ist, so gesehen, bereits weitgehend von den Angelsachsen erobert. Wie Kommunikationsverantwortliche von grossen Unternehmen schildern, zählt die Verschiebung von den früheren männlichen Wortformen hin zum Geschlechtergrenzen verwischenden Konstrukt wie «Mitarbeitende» zu den einprägsamsten Erfahrungen der vergangenen fünfzehn Jahre – derart einprä-



Sprachempfehlungen: Swiss-Re-Chef Mumenthaler.

sam, dass diesen Verantwortlichen heute kaum noch unkontrolliert eine männliche Form über die Lippen kommt und dass sie zusammenzucken, wenn ein 63-jähriger Kollege öffentlich von Lehrlingen statt Lernenden spricht.

Dass in der deutschen Sprache das Geschlecht mehr umfasst als nur die Angabe männlich/weiblich, wurde in den Hintergrund gedrängt. Man begann die deutschen Sätze quasi aus amerikanischer Optik zu betrachten und unerwünschte Wörter auszuwechseln und politisch korrekte einzusetzen. Unterstützt durch Gleichstellungsgesetz und Gleichstellungsregulierung, breitet sich die «gender-inclusive language» aus Amerika so in alle Richtungen aus, immer mit der Vorstellung von einer Sprache, die alle möglichen Geschlechtervarianten, Vorlieben und Eigenschaften einschliessen und niemanden diskriminieren soll.

Vorsicht bei Begriffen wie Vater und Mutter

Der Rückversicherer Swiss Re hat kürzlich Aufsehen erregt, weil Sprachregelungen aus dem Konzern an die Öffentlichkeit gelangten. Das Internetmedium *Inside Paradeplatz* zeigte

Auszüge aus einer internen Anleitung zur Kommunikation auf Englisch, in der zum Beispiel zur Vorsicht geraten wird mit Begriffen wie Vater, Mutter, Tochter, Sohn, Ehemann oder Gattin. Auch das Wort Heirat solle man nur wählen, wenn sicher und klar sei, dass auch gleichgeschlechtliche Ehen et cetera damit gemeint seien. Zu empfehlen seien vielmehr Begriffe wie Partner, Eltern oder Umschreibungen für Erziehungsverantwortliche – jeweils aufs Englische bezogen.

Ein Swiss-Re-Sprecher führte dazu aus, dass das erwähnte Dokument zur «gender-inclusive language» nichts Neues sei, lediglich eine Seite umfasse und im Intranet verfügbar sei, wenn Kommunikationsverantwortliche dies als Arbeitsinstrument nutzen möchten. Ziel dieser Sprachempfehlung zu «Diversity and Inclusion» sei die Sensibilisierung; es handle sich um eine interne Empfehlung für die schriftliche Kommunikation mit Mitarbeitenden. Es solle «angeregt werden, dass wir Annahmen hinsichtlich Geschlecht oder sexueller Orientierung hinterfragen und entsprechend eine inkludierende Sprache verwenden». Bei Swiss Re wird betont, es gebe keinen «Index» mit unerwünschten oder verbotenen Wörtern, vielmehr gehe es um die Verwendung einer integrativen Sprache, alle Mitarbeitenden sollten sich zugehörig fühlen. Eine deutsche Gender-Sprachregelung gibt es laut den Angaben im Konzern nicht.

Andere Versicherer oder die Grossbank UBS haben laut eigenen Angaben keine Kataloge mit erwünschten und unerwünschten englischen Begriffen definiert. Für die Kommunikation auf Deutsch halte man sich an den Duden. Die vielerorts vorgeschlagenen Geschlechter-Sternchen und andere Kennzeichnungen von Geschlechtervielfalt wurden bisher vom Duden-Rat noch nicht aufgenommen.

Dabei haben andere Versicherer oder Banken im Gegensatz zu Swiss Re es doch mit Kunden zu tun, die direkte Konsumenten der Leistungen sind. Rückversicherungen dagegen werden primär von anderen Versicherern gekauft, es ist ein Geschäft unter Profis, Business-to-Business, Konsumenten sind nicht im Spiel. Der Gender-Aufwand kann also nicht damit zusammenhängen, dass man dem Markt gefallen will. Punkten kann eine Firma mit Diversität und Gleichstellung allenfalls beim Rekrutieren von Personal oder bei Investoren. Swiss Re verweist darauf, dass Diversität sich nicht nur auf die Geschlechterfrage beziehe,



Unverbindlichkeit und Beliebigkeit: Swiss-Re-Hauptsitz am Zürcher Mythenquai in Regenbogenfarben.

sondern auf viele Merkmale am Arbeitsplatz, und dass sich das wirtschaftlich lohne.

Trotzdem fällt auf, mit welcher Intensität Konzernchef Christian Mumenthaler die «Diversity and Inclusion»-Strategie anpreist, immer mit Blick auf die Swiss-Re-Vision «Wir machen die Welt widerstandsfähiger (*resilient*)». Man hat sich denn auch für die darauf ausgerichtete Auszeichnung Edge (Economic Dividends for Gender Equality) zertifizieren lassen. Edge wurde am World Economic Forum (WEF) 2011 in Davos lanciert als «der weltweit führende Zertifizierungsstandard für die Gleichstellung der Geschlechter», der eine Organisation benotet nach Lohngerechtigkeit, Praxis und Wirksamkeit gendergerechter Karriereverläufe und der Kultur der Inklusion.

Hinzu kam kürzlich die Aufnahme in den Bloomberg Gender-Equality Index, der 230 Unternehmen aus aller Welt umfasst, unter anderem gedacht als Botschaft an die Aktionäre. Bloomberg führt sozusagen Buch über die Fortschritte der Index-Mitglieder in Sachen Diversität und veröffentlicht die Durchschnittswerte zu fast vierzig Kenngrößen wie Frauenanteile bei Neuanstellungen, auf verschiedenen Kaderstufen, in Führungsgremien, Lohngleichheitskontrollen, Gender-Lohnlücke, Zuschüsse an Fruchtbarkeits-Management, Geschlechtsumwandlung, Schwangerschaftsurlaub, die Beschaffenheit von Produkten, den Umgang mit Lieferanten oder das Engagement in der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik.

Grelles Signal an die Öffentlichkeit

Swiss Re ist zudem Mitglied von Link, des auf LGBT (Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender) ausgerichteten Netzwerks für die Ver-

sicherungsbranche. Auch da bildet «Diversity and Inclusion» das Hauptthema – unter anderem mit dem Argument, dass dadurch die Zusammenarbeit in Teams laut Untersuchungen um mehr als 50 Prozent besser und die Steigerung von Marktanteilen um 45 Prozent wahrscheinlicher werden dürften. Darüber hinaus

Pikant ist vor allem, dass die Vereinheitlichung mit «Diversity» begründet wird.

hat die Swiss-Re-Führung ein geradezu grelles Signal an die Öffentlichkeit gesandt, als sie im sogenannten Pride Month mit der Pride Parade im Juni 2018 in Zürich das moderne Gebäude am Mythenquai in den Regenbogenfarben erstrahlen liess.

Swiss Re ist einer von Dutzenden solcher Konzerne, die aus der schweizerischen oder der deutschen Tradition in die angelsächsische Unternehmenskultur und Sprache hineingewachsen sind. Pikant ist an den ganzen Sprachregelungen vor allem, dass die Vereinheitlichung der Formulierungen mit dem Argument «Diversity» begründet wird. Alle Firmen wollen Diversität anstreben, alle geben als Ziele ähnliche Quoten nach Geschlechtern an, alle haben ähnliche Instrumente dafür eingesetzt, eben auch eine Sprache, die quer durch die globalisierte Wirtschaft uniform angewendet wird. In weitgehender Gleichschaltung versuchen die Unternehmen so je Einzigartigkeit durch Diversität zu erlangen, auch im Gleichschritt mit Uno oder US-Universitäten.

Hans Geiger, früher in der Credit-Suisse-Führung und emeritierter Finanzmarktpro-

fessor der Universität Zürich stufte es auf *Inside Paradeplatz* als verheerend ein, wenn in der Firma gesagt werde, welche Worte zu meiden seien. Ist es überhaupt von Bedeutung, wenn bei einem Teil der 14 000 Mitarbeiter der Swiss Re oder den gut 60 000 einer UBS oder den 47 000 einer CS der Eindruck aufkommt, die Sprache werde von aussen vorgegeben und die Konzernführung sei daher nicht mehr frei im Führen?

Nach der Einschätzung von Thomas D. Zweifel, selbständiger Unternehmensberater, Buchautor und Lehrbeauftragter an der Universität St. Gallen und der Columbia University, New York, ist das von grosser Bedeutung. «Ich sehe Sprache als das Führungsmittel

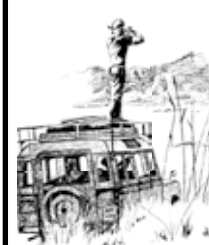
Südafrika: Safariclass

Rücksichtslos und liebenswert

Denn die SAFARIKUR lehrt uns, an der Natur gerade das zu lieben, was uns an der Bürokratie so missfällt.

Pauschalangebote ohne Flug

1 Woche ab Fr. 1300
2 Wochen ab Fr. 1985



MAKUTSI
SAFARI FARM

www.makutsi.ch

041 250 35 02
luzern@makutsi.ch

schlechthin», sagt er. «Kinder sehen Mutter oder Vater ja vor allem beim Kommunizieren, Chefs sind bezahlt fürs Führen von Gesprächen.» Zu Zweifels Forschungsgebieten zählt Führen durch Sprache, und aus seiner Sicht kann man eine Firma oder eine Marke letztlich auch als ein Netzwerk von Gesprächen, von Kommunikation verstehen.

Wichtig seien nicht nur die formellen oder offiziellen Gespräche, sondern auch jene im Hintergrund. Wenn sich in der, natürlich unterbewussten, Unternehmenskultur der Satz

Gefährlich ist, wenn die Sprache beschönigend wirkt, wenn sie Zielkonflikte überdecken soll.

einschleiche «die besten Zeiten haben wir hinter uns...», dann sei es um die Innovationskraft der Firma geschehen. Gefährlich fürs Unternehmen ist es seiner Ansicht nach auch, wenn die Sprache verschleiern oder beschönigend wirkt, wenn sie Zielkonflikte überdecken soll. Probleme würden dann Herausforderungen genannt, statt von Stellenabbau spreche man von Verschlinkung oder Downsizing. Wie sich der englische Jargon in Unternehmen festsetzt, legt er auch in seinem Buch «Communicate or Die» mit einer anschaulichen Aufzählung dar. Beispiele sind die Begriffe *Assessment, briefen, canceln, Commitment, Compliance, Deadline, Feedback, Hype, Lead, Monitoring, outsourcen, screenen*, systemisch oder Win-win-Situation.

Niemand ist mehr verantwortlich

Hans Hässig von der Unterehnehmensberatung Hässig und Stoff nennt ähnliche Beispiele aus seiner Praxis: Industrie 4.0, Digitalisierung, *Factoring, Concept mapping*, Agilität, und er meint: «Es werden einfach Formulierungen übernommen, ohne die eigenen Bedürfnisse und Notwendigkeiten abzustecken.» Auch er ist der Meinung, dass die Sprache der Schlüssel sei zum Verstehen und Führen von Unternehmen. Je weniger konkret die Sprache etwas benenne und je mehr sie standardisiert werde, desto schwächer werde sie als Führungsinstrument. Heute sei die Sprache in vielen Unternehmen so kurzatmig und hektisch, dass Beliebbarkeit und damit Unverbindlichkeit dass Beliebbarkeit und damit Unverbindlichkeit zu dominieren begännen. Vieles sei so formuliert, dass für bestimmte Entscheide niemand mehr verantwortlich sei, dass niemand Rechenschaft ablegen müsse, dass am Schluss niemand schuld sei. Eigentlich sei es Aufgabe des internen Controlling, auch bei der Sprache auf Disziplin zu achten, aber das werde oft vernachlässigt. Am Schluss will es der Zufall, dass plötzlich ein Hoffnungsschimmer von ganz oben kommt: Das Jahr 2019 ist seinerzeit von der Uno-Vollversammlung zum Jahr der einheimischen Sprachen erklärt worden. ○

Hoffen auf die Stände

Dem Rahmenvertrag könnte es an der Urne wie dem EWR ergehen: Das Volk ist gespalten, die Kantone sind klar dagegen. Doch muss man die Stände überhaupt beiziehen? Von Katharina Fontana

Die erste Aufregung hat sich gelegt. Wie es aussieht, steht eine Mehrheit der Parteien dem institutionellen Rahmenabkommen (InstA) mit der EU grundsätzlich positiv gegenüber. Viele sagen zwar noch «Ja, aber», doch schaut man, wie die roten Linien in den letzten Wochen mehr und mehr relativiert wurden, wird das Parlament dem InstA am Ende wohl zustimmen. Je länger die Politiker die Punkte des Abkommens kennen, die sie nie akzeptieren wollten – Auslegungshoheit des Europäischen Gerichtshofs, drohende Übernahme der Unionsbürgerrichtlinie, Restriktionen bei den Staatsbeihilfen und anderes mehr –, desto mehr scheinen diese von ihrem Schrecken zu verlieren.

Bei der SVP, die das Rahmenabkommen als zerstörerischen «Unterwerfungsvertrag» bezeichnet, blickt man deshalb bereits über die Parlamentsphase hinaus auf die Volksabstimmung. Und zurück auf den EWR-Urnengang von 1992, den die Volkspartei praktisch im Alleingang gegen die anderen Parteien und gegen das Wirtschaftsestablishment gewonnen hat. So meinte Christoph Blocher am Wochenende gegenüber dem *Sonntagsblick*: «Mein Gefühl sagt mir, dass diese Abstimmung sicherer zu gewinnen ist als 1992. Denn die innere Ablehnung dieses Unterwerfungsvertrags ist schon heute viel breiter als vor 26 Jahren.»

Interessante Präzedenzfälle

Über einen Punkt wurde bisher kaum geredet: Sollte das Parlament dem InstA zustimmen, in welcher Form werden sich die Stimmberechtigten äussern können? Braucht es für den Vertrag ein obligatorisches Referendum mit Volks- und Ständemehr, oder reicht ein fakultatives Referendum mit Volksmehr? In seinen mageren Ausführungen zum Rahmenabkommen sagt der Bundesrat dazu nichts zu diesem Punkt. Auf das Thema angesprochen, meinte Aussenminister Ignazio Cassis im Interview mit der *Weltwoche* im Dezember 2018: «Diese Frage kann ich heute nicht mit Sicherheit beantworten. Das Rahmenabkommen hat sicher Verfassungsniveau, und man tendiert dazu, solche Verträge dem obligatorischen Referendum zu unterstellen. Klar ist auf jeden Fall, dass das Volk wird mitreden können.»

Aber: Wird es dies obligatorisch oder fakultativ tun können? Mit oder ohne Stände? Die Unterscheidung ist nicht nur für Staatsrechtsetzisten interessant, sondern könnte letztlich über das Schicksal des Abkommens ent-

scheiden. Beim EWR 1992 war es das Ständemehr, das dem Vertrag nicht den Hauch einer Chance liess. Ganze achtzehn Kantone lehnten das Abkommen damals ab, teils sehr deutlich: In Uri, Schwyz, Obwalden und Appenzell Innerrhoden lag der Nein-Anteil bei je über 70 Prozent, weitere zehn Kantone verwarfen das Abkommen mit jeweils über 60 Prozent Nein-Stimmen. Einzig in den beiden Basel, der Waadt, dem Wallis, in Genf, Neuenburg, Freiburg und im Jura resultierte eine Ja-Mehrheit. Ganz anders das Bild beim Volk: Es war in zwei gleich grosse Lager gespalten. Der Nein-Anteil lag bei lediglich 50,3 Prozent. Es ist gut möglich, dass sich die Situation beim Rahmenvertrag ähnlich präsentiert. Anders gesagt: Das obligatorische Referendum mit dem Mehr von Volk und Ständen wäre in jedem Fall eine schwer zu überwindende Hürde, das fakultative Referendum wäre es viel weniger.

Strenggenommen untersteht das Rahmenabkommen allerdings nicht dem obligatorischen Referendum. Laut Verfassung muss einzig über den Beitritt zu Organisationen für kollektive Sicherheit wie der Uno oder der Nato oder über den Beitritt zu supranationalen Gemeinschaften wie der EU obligatorisch abgestimmt werden. Um eine solche formelle Einbindung der Schweiz geht es im InstA nicht. Das Parlament kann jedoch von sich aus einen

«Dass die Schweiz EU-Rechtsakte durch Referenden wird verhindern können, ist nicht realistisch.»

Staatsvertrag aufgrund seiner Bedeutung und Tragweite freiwillig dem obligatorischen Referendum unterstellen. Geschrieben steht das zwar nirgends, doch gibt es dazu einige Präzedenzfälle. So wurde das Freihandelsabkommen, das die Schweiz 1972 mit der Europäischen Gemeinschaft abgeschlossen hat, aufgrund seiner wirtschaftlichen Bedeutung dem obligatorischen Referendum unterstellt. Der Bundesrat erklärte damals, ein Staatsvertrag sei Volk und Ständen dann zur Abstimmung zu unterbreiten, «wenn er tiefgreifende Änderungen der Staatsstruktur mit sich bringt oder einen grundsätzlichen Wandel in der schweizerischen Aussenpolitik zur Folge hat». Dasselbe Vorgehen wurde beim EWR gewählt: Die Landesregierung erachtete den Vertrag als «zweifellos von überragender politischer und wirtschaftlicher Bedeutung für unser Land»



Wird das Parlament das Rahmenabkommen dem obligatorischen Referendum unterstellen?

und beantragte dem Parlament deshalb, ihn dem doppelten Mehr zu unterstellen. Was dann auch geschah und zum erwähnten Ergebnis führte.

Beim Beitritt der Schweiz zum Schengener Sicherheitsabkommen, über den 2005 abgestimmt wurde, war das doppelte Mehr ebenfalls ein Thema, doch wurde darauf verzichtet und nur das fakultative Referendum vorgesehen. Dies unter anderem mit der Begründung, dass das Schengen-Abkommen die Souveränität der Schweiz nicht beeinträchtigt. Wenn man sieht, wie weit «Schengen» ausgreift und wie oft die Schweiz aufgrund der im Abkommen vereinbarten dynamischen Rechtsübernahme ihre Gesetze anpassen muss – Stichwort Waffenrecht –, würde dieser Punkt heute vielleicht anders beurteilt.

«Direkte Demokratie wird verändert»

So sehr die Gegner des InstA an einem doppelten Referendum interessiert sind und auf den Widerstand vorab der kleinen Stände hoffen, so wenig verlockend ist die Aussicht für die Befürworter. Sie dürften also versuchen, es bei der fakultativen Mitsprache ohne Ständemehr zu belassen. So rief etwa Flavia Kleiner von der Operation Libero kürzlich in einem Gastbeitrag in der *NZZ am Sonntag* Bundesrat und Parlament dazu auf, das InstA unbedingt zu verabschieden. «Danach werden wir wohl über eine Re-

ferendumsvorlage abstimmen», schrieb sie. Äussert sich eine Politaktivistin derart unbestimmt, sollten bei den Gegnern die Alarmglocken läuten.

Unter Staatsrechtlern gehen die Meinungen zum doppelten Mehr auseinander. Professor Andreas Kley von der Universität Zürich hält gar nichts davon, das InstA freiwillig dem obligatorischen Referendum zu unterstellen, trotz der Präzedenzfälle des EWR oder des Freihandelsabkommens. Es wäre ein willkürliches Plebiszit, meint er, und solche beliebig angeordneten Anrufungen des Volkes seien letztlich schädlich für eine Demokratie, das sehe man im Ausland. Auch könnten die Kantone auf diese Weise ein Vetorecht gegenüber dem Rahmenabkommen ausüben, was von der Verfassung her nicht vorgesehen sei. Professor Bernhard Ehrenzeller von der Universität St. Gallen erachtet das obligatorische Referendum beim InstA dagegen für gerechtfertigt. «Will die Schweiz ein Rahmenabkommen abschliessen – wofür es, im Interesse des Erhalts der bilateralen Verträge, gute Gründe gibt –, wird sie als Folge davon auf einen Teil ihrer vollen Eigenständigkeit verzichten müssen. Das InstA wird die direkte Demokratie verändern. Die Idee, dass die Schweiz die Übernahme von neuen EU-Rechtsakten, die ihr nicht passen, jeweils durch ein nationales Referendum wird verhindern können, ist nicht realistisch.» Würde das

Parlament das Rahmenabkommen dem obligatorischen Referendum unterstellen, hätte dies auch den Vorteil, dass diesem dann klarerweise Verfassungsrang zukommen würde und es bei Normkonflikten widersprechenden Regelungen vorginge, so Ehrenzeller. Ähnlich hatte sich zuvor schon der Zürcher Staatsrechtsprofessor Andreas Glaser in der *Weltwoche* geäußert (31.1.19): «Das Parlament hat [...] bereits früher verfassungsrechtlich bedeutsame Verträge von sich aus dem obligatorischen Referendum unterstellt, so das Freihandelsabkommen oder den EWR. Dieses Vorgehen wäre auch hier angezeigt.»

Es kommt ein weiterer Punkt hinzu. 2016 hat das Parlament eine Motion des Ausserrhodener FDP-Ständerats Andrea Caroni angenommen, laut der das obligatorische Staatsvertragsreferendum auszudehnen und neu auch Abkommen «mit Verfassungsrang» explizit dem doppelten Mehr zu unterstellen sind. Der Bundesrat erarbeitete dazu eine Vorlage, sie soll dieses Jahr dem Parlament zugeleitet werden. Angesichts dieses «schwebenden» Auftrags, die direkte Demokratie in der Aussenpolitik auszubauen, wäre es einigermaßen unverständlich, wenn das Parlament das Rahmenabkommen nicht dem obligatorischen Referendum unterstellen würde. Auch wenn noch vieles offen ist, kann man heute schon sagen: Es dürfte schwierig werden, am Ständemehr vorbeizukommen. ○

Eschers Erbe, von Beamten verjubelt

Der Bund präsentiert in Zürich und Lugano die «Meisterwerke der Gottfried-Keller-Stiftung». Über die Verwaltung des Stiftungsvermögens erfährt man praktisch nichts. Kein Wunder: Um ein Meisterwerk handelt es sich nicht. *Von Erik Ebnetter*

Das Geleitwort im Ausstellungskatalog erzählt eine Geschichte von Verantwortung und Weitsicht: «Die Gottfried-Keller-Stiftung, eine Kunstsammlung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, prägt seit fast 130 Jahren die Schweizer Kunst- und Museumslandschaften mit», schreibt Alain Berset, im Bundesrat zuständig für die Kulturpolitik. «Das Erbe der Lydia Welte-Escher, die 1890 die Stiftung gegründet hat, ist bis heute die Grundlage dafür, dass Werke von kulturhistorischer Bedeutung aufgekauft und Schweizer Museen zur Verfügung gestellt werden können.» Berset würdigt diesen «wichtigen Beitrag zur Erhaltung und Vermittlung unseres kulturellen Erbes», und einmal auf den hohen Ton eingestimmt, lässt er eine kurze Meditation über die politische Bedeutung dieses Besitzes folgen: «Unser Kulturerbe ist mehr als nur unser kollektiver Erinnerungsschatz. Es ist das kulturelle Fundament, auf dem wir unsere Zukunft gestalten.»

Das Landesmuseum in Zürich und das Kunstmuseum der italienischen Schweiz in Lugano zeigen in diesem Frühling die «Meisterwerke der Gottfried-Keller-Stiftung». Während die Ausstellung in Zürich schon zu besichtigen ist, wird sie in Lugano an diesem Wochenende eröffnet. Die Inventarliste der Stiftung umfasst 275 Seiten und verzeichnet rund 6500 Positionen. Es gibt kaum eine wichtigere Sammlung schweizerischer Kunst, und erstmals seit 1965 sind ihre bedeutendsten Exponate wieder an ein, zwei Orten zusammengeführt. Normalerweise verteilen sich die Werke auf Museen und öffentliche Institutionen im ganzen Land, weil Lydia Welte-Escher, die Stifterin, bestrebt war, dem «vorherrschenden Kirchturmgeist entgegenzuarbeiten». Die Kunst, die mit ihrem Geld gekauft werden würde, sollte schweizweit zu sehen sein, und der Bund, dem sie die Stiftung zueignete, hielt sich an diesen Wunsch. Dass er das Geschenk ganz in ihrem Sinn verwaltete, lässt sich trotzdem nicht behaupten.

Künstlerische Neigungen

Lydia Welte-Escher war die Tochter von Alfred Escher, dem Unternehmer und Politiker, der im 19. Jahrhundert die Schweiz prägte wie vielleicht keine andere Persönlichkeit. Am 20. Februar jährte sich sein Geburtstag zum 200. Mal, und die vielen Artikel, die zu diesem Anlass erschienen, erzählten kaum je, was mit seinem Besitz nach seinem Tod geschehen war,



«Kirchturmgeist»: Stiftungsgründerin Welte-Escher, gemalt von Karl Stauffer.

dafür umso mehr, woher sein Reichtum gekommen sein soll. Da zwei Onkel von Escher auf Kuba eine Plantage mit Sklaven bewirtschaftet hatten, wurde wiederholt erörtert, ob und wie sehr das Vermögen der Familie auf Sklavenarbeit gründe. Heinrich Escher, der Vater von Alfred, hatte seinen Brüdern einst ein Darlehen gewährt, und nachdem diese gestorben waren, liess er die Plantage mitsamt Sklaven verkaufen, ohne allerdings einen Gewinn zu machen, wie Joseph Jung, der Biograf von

Alfred Escher, mit Verweis auf Steuerbücher festhält. Dass Heinrich Escher eine moralische Schuld treffe und die Erfolge von dessen Sohn nicht zuletzt auf Geld aus der Sklaverei beruhten, wie manche Historiker sagen, weist Jung zurück.

Alfred Escher, so viel ist unbestritten, kam reich zur Welt und starb reich. Sein Vater hinterliess ihm eine Million Franken; er selbst vermachte seiner Tochter, als er 1882 verschied, fünf Millionen. Das wären heute, um die Infla-

tion bereinigt, rund 73 Millionen Franken. Kaum hatte Lydia Escher das Erbe angetreten, heiratete sie Friedrich Emil Welti, den Sohn von Emil Welti, seinerzeit der mächtigste Bundesrat. Das junge Ehepaar, sie war 24, er 25, lebte im «Belvoir», einem Anwesen in Enge bei Zürich, und während er sich seiner Karriere widmete – «Welti war der erste vollberufliche Verwaltungsrat der Schweizer Wirtschaftsgeschichte», wie Jung es formuliert –, folgte sie ihren künstlerischen Neigungen. Ein bekanntes Bild zeigt Lydia Welti-Escher in weissem Kleid vor weissem Hintergrund, gemalt von Karl Stauffer. Es ziert nun das Cover des Ausstellungskatalogs, der die «Meisterwerke der Gottfried-Keller-Stiftung» versammelt.

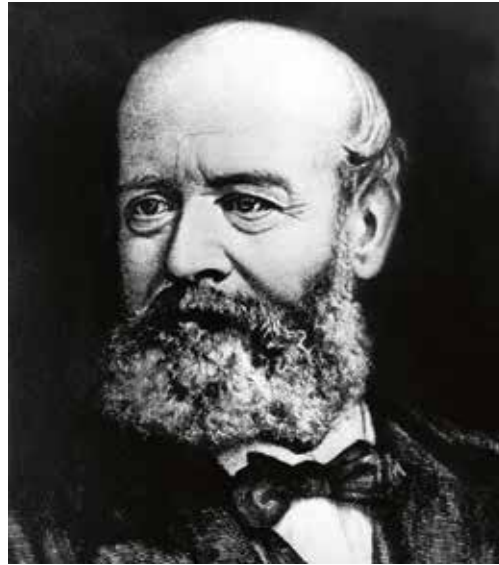
Karl Stauffer war ein Schulfreund von Friedrich Emil Welti und verkehrte regelmässig im «Belvoir». Die Eheleute hatten sich wenig zu sagen, und Lydia Welti-Escher verbrachte gerne Zeit mit dem Maler, der «dieselben Interessen pflegte, dieselben Gefühle teilte und dieselben Dinge studiert hatte», wie sie einmal bemerkte. Die Geschichte ist oft erzählt worden: Lydia Welti-Escher und Karl Stauffer brannten nach Rom durch, wo die italienische Polizei sie auf Wunsch von Bundesrat Welti aufgriff. Die beiden sollten sich nicht wiedersehen. Sie kam ins Irrenhaus, er ins Gefängnis, und wieder in Freiheit, löste Lydia Welti-Escher ihre Ehe mit Friedrich Emil Welti und zog in die Anonymität nach Genf, während Karl Stauffer in Florenz aus dem Leben schied. Seine einstige Geliebte erholte sich davon nicht mehr. Ein Jahr später setzte sie sich vor einen geöffneten Gashahn und starb 33-jährig. Ihr Vermögen hatte sie zuvor in die Gottfried-Keller-Stiftung eingebracht, benannt nach dem Schriftsteller, der ein Freund der Familie gewesen war. Es war ihr letztes Lebensziel gewesen.

Willen der Stifterin ignoriert

Die Gottfried-Keller-Stiftung hat den Zweck, die «Erträge der Schenkung» zur «Anschaffung bedeutender Werke der bildenden Kunst» zu verwenden. Fünf Mitglieder, ernannt vom Bundesrat, entscheiden über die Ankäufe, wobei es wiederum dem Bundesrat obliegt, «den Ort und das Institut zu bezeichnen, wo die Kunstwerke aufzustellen sind». Das Vermögen, das Lydia Welti-Escher dem Bund abtrat, betrug etwa fünf Millionen Franken, nachdem sie Friedrich Emil Welti noch rund 1,2 Millionen hatte überlassen müssen. Der erste Kauf, den die neue Stiftung tätigte, waren sechs Glasgemälde, die Carl Brun, der Präsident der Stiftung, im Geschäftsbericht von 1891 als «glänzende Acquisition» bezeichnete. Er konnte aber nicht nur von «dem schönen Anfang»

berichten, sondern musste auch den Tod von Lydia Welti-Escher vermelden: «Die Stiftung in ihrem Geiste zu verwalten, wird unsere Aufgabe und Sorge sein», schrieb er, ohne diesen Anspruch einlösen zu können.

Brun war mit seinen vier Kollegen zuständig für die Ankäufe, die mit den Vermögenserträgen der Stiftung zu bezahlen waren, nicht aber



Millionen-Nachlass: Unternehmer Escher.

für die Vermögensverwaltung. Darum kümmerte sich das Eidgenössische Finanzdepartement, und wie es dabei vorging, hat Joseph Jung in zwei Büchern detailliert nachgezeichnet. Die Bundesbeamten setzten sich über den Willen der Stifterin hinweg, indem sie sich dafür entschieden, das Vermögen stark umzuschichten. Die Aktienquote von anfangs über sechzig Prozent wurde sukzessive auf null reduziert, wobei die Verkäufe zu denkbar schlechten Zeitpunkten erfolgten. Die Maggititel beispielsweise – Aktien und Genussscheine mit einem Nominalwert von 380 000 Franken – trat der Bund für 55 000 Franken ab, obschon die Schweizerische Kreditanstalt in ihren Büchern nur eine Wertberichtigung von zwanzig Prozent auf diese Position vorgenommen hatte. Ein Jahr später zahlte Maggi zum ersten Mal eine Dividende.



Bundesrat Berset.

«Das kulturelle Fundament, auf dem wir unsere Zukunft gestalten.»

Der Verkauf des Grundbesitzes – namentlich des «Belvoir» sowie eines Areals am Bleicherweg, beide in der Gemeinde Enge gelegen – geriet sogar zum «Gegenstand undurchsichtiger Machenschaften», wie Jung schreibt. Er kann zeigen, wie der Bund, angeführt von Walter Hauser, dem Bundesrat aus dem zürcherischen Wädenswil, das «Belvoir» unter Marktpreis an Enge und Zürich veräusserte, um den Wünschen lokaler Honoratioren zu entsprechen. Oder wie Jung es formuliert:

«Das Escher-Vermögen wurde geopfert, damit die Stadt Zürich ihre geplanten Bauprojekte realisieren konnte.» (Enge ging 1893 in Zürich auf.) Wie der Bund das «Belvoir» hergab, bezeichnet Jung als «Skandal», und ähnlich kritisch beurteilt er den Verkauf des Areals am Bleicherweg. Die beiden Transaktionen dürften die Gottfried-Keller-Stiftung um mehrere hunderttausend Franken geschädigt haben. Da fiel es fast nicht mehr ins Gewicht, dass eine Nachsteuerforderung von 40 000 Franken, zu bezahlen von Friedrich Emil Welti, über die Stiftung beglichen wurde.

Eine Milliarde Franken verloren

Das Vermögen investierten die Beamten in einheimische Obligationen, die wenig rentierten und teils schlecht gedeckt waren. Die Gottfried-Keller-Stiftung sei zu einem «Güselkübel aller möglichen schweizerischen Staatspapiere» geworden, schrieb Hans Meyer-Rahn, ihr langjähriger Sekretär, schon 1915 in einem Brief an Carl Brun. Da Obligationen, anders als Aktien und Immobilien, nicht inflationsgeschützt sind, hätten zudem Rückstellungen gemacht werden müssen, um die Teuerung auszugleichen. Die Beamten verzichteten darauf, und das Ergebnis war verheerend: Wäre die Grundausrichtung des Portfolios unangetastet geblieben, beliefe sich sein Wert heute auf etwa eine Milliarde Franken, wie Jung mit Spezialisten errechnet hat. Kalkuliert man mit einem Vermögensertrag von drei Prozent, könnte die Gottfried-Keller-Stiftung jährlich dreissig Millionen Franken für Kunstkäufe aufwenden. Tatsächlich beträgt das Stiftungsvermögen rund viereinhalb Millionen Franken, und die Erträge werden mit null ausgewiesen.

Beat Stutzer, ehemaliger Präsident der Gottfried-Keller-Stiftung, schrieb im Geschäftsbericht von 2001 bis 2004, es sei der Stiftung «aus eigener Kraft nicht einmal mehr möglich, den reglementarischen Aufgaben gebühlich nachzukommen», weil das Stiftungskapital «wegen Misswirtschaft aufskandalöse Weise» zu einem «unbedeutenden Fundus verkommen ist». Trotzdem bezeichnet Franz Zelger, der amtierende Präsident, die Stiftung «nach wie vor als ein ideales Modell für eine vom Bund getragene Förderung und Unterstützung der Schweizer Museen». Der Stadtrat von Zürich beschäftigt sich unterdessen mit der Frage, ob am «Belvoir» eine Tafel an die Sklaven der Onkel von Alfred Escher erinnern soll. Wie die Stadt zum Anwesen kam, ist dagegen kein Thema, was nicht weiter überrascht. Schon im Landesmuseum, wo auch die Geschichte der Gottfried-Keller-Stiftung nachgezeichnet wird, wie es im Ausstellungsbeschriftung heisst, fehlt jeder sichtbare Hinweis, wie Beamte das Vermögen von Alfred Escher verscherbelten. Letztlich ist das aber nur konsequent: Um ein Meisterwerk handelt es sich dabei nämlich bestimmt nicht. ○



Prägende Frauen: Elizabeth I.



Jetzt ist alles anders: Beatles.

Wir sind alle britisch, thank God

Die Weltsprache Englisch, das Telefon und der Liberalismus. Die Popmusik, der Dandy und mächtige Frauen: Die moderne Welt ist britisch geprägt. Wir brauchen mehr Grossbritannien, sicher nicht weniger. *Von Peter Keller*

Es gibt gerade kein Halten. Briten-Bashing auf allen Kanälen. Der *Tages-Anzeiger* feixt: «Führungslos ins Chaos». Der *Spiegel* überbietet sich mit Wortspötteleien: «Komplizierter als Shakespeare», «House of Chaos», «Kleinbritannien». In der deutschen Talkshow «Maischberger» versucht man sich in psychologisierender Einordnung: Die Regierung May würde sich verhalten «wie ein Empire, das es schon lange nicht mehr gibt».

Die erste Kränkung wegen des Brexits ist längst einer halbstarken Mischung aus Hohn und Demütigung gewichen. Dabei gibt es wenig Grund, sich über Grossbritannien erhaben zu fühlen. Der britische Historiker Niall Ferguson zeichnet in seinem Bestseller «*Empire. How Britain Made the Modern World*» nach, wie ein relativ kleiner Inselstaat am Rande Europas die moderne Welt formte. Wir sind alle britisch – und es sind nicht die schlechtesten Eigenschaften und Errungenschaften, die von England aus den Globus eroberten.

Wir verdanken den Briten die Weltsprache Englisch, den Parlamentarismus und die Coolness. Sie erfanden den Tourismus, das Telefon und kohlenensäurehaltige Getränke. Adam Smith legte die gedanklichen Grundlagen zum Liberalismus, der bis heute die Voraussetzung (Arbeitsteilung, Marktwirtschaft, Verteilung, Aussenhandel, Rolle des Staates) unseres Wohlstandes und unserer freiheitlichen Gesellschaft bildet. Monty Python deregulierte den Humor, Millionen auf allen Kontinenten rennen einem Fussball hinterher. Das

Spiel und die ersten Regeln dazu – das Abseits existiert seit 1866 – entstanden an der Universität Cambridge. Tennis in seiner heutigen Form ist ebenso *very British* wie auch Fairness als Umgangsform im Sport und darüber hinaus.

Protestantismus und Privatinitiative — Am Anfang des Empires war die Abwendung vom kontinentalen Europa. Über hundert Jahre lang (1337–1453) hatte sich England mit Frankreich kriegerisch herumgeplagt, und bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts konzentrierten sich die britischen Exporteure ganz auf die Märkte jenseits des Ärmelkanals. Erst unter Elizabeth I, die 1558 den Thron bestieg, wurde England von einer Kontinentalmacht zu einer Insel und schliesslich «in einem Anfall von Geistesabwesenheit», wie der britische Historiker John Robert Seeley meinte, zu einer Weltmacht aus Versehen.

Tatsächlich gab es zunächst keinen politischen Plan für ein weltumspannendes britisches Imperium. Die Initiative ging von Privatleuten aus. Wagemutige Unternehmer stiegen in den Überseehandel ein, die von Kaufleuten 1600 gegründete English East India Company trieb Entdeckungsfahrten voran, eigens ins Leben gerufene Aktiengesellschaften sicherten sich Ländereien jenseits der Ozeane. Erst später habe die Krone «eine Art Sicherheitsgarantie übernommen», etwa für die von frommen und arbeitsamen Puritanern gegründete Amerika-Kolonie Virginia, so der Historiker Peter Wende.

Diese Pilgerväter sind ökonomische Migranten, und im Gegensatz zum kunterbunten Haufen aus Haudegen und Abenteurern der Konquistadoren wandern sie mit ihren Familien aus und vermehren sich gottgefällig. Noch ein Unterschied zeichnet die neuen Kolonisatoren aus, wie Niall Ferguson süffisant anmerkt: Während die Spanier Tonnen von Gold in ihre Heimat schipperten und es dort krachen liessen, plünderten die Engländer ihre Kolonien zwar auch aus, aber sie reinvestierten einen grossen Teil der Gewinne: Sie bauen Zuckerrohr an, Tabak, Baumwolle. Die Verbindung von Religion und Kommerz bilden die Grundpfeiler der englischen Kolonien in Nordamerika und das erfolgreiche Schmiermittel für die künftige Supermacht USA.

Über zwanzig Millionen Briten wandern aus nach Amerika, Südafrika, Neuseeland und Australien, sie bilden das demografische Fundament der «weissen Kolonien» (Ferguson). Zusammen mit dem indischen Subkontinent und halb Schwarzafrika beherrscht die britische Krone zuletzt ein Viertel der Erdoberfläche, das grösste Imperium der Weltgeschichte.

Britzerland — Das Schweizer Freiheitsverständnis steht der britischen *liberty* wesentlich näher als dem zentralistischen Staatsdenken unseres unmittelbaren Nachbarn Frankreich. Das erklärt auch die mentale Distanz der Briten und Schweizer zu einer EU, die sich zunehmend bürokratisch und dirigistisch gebärdet. Nicht umsonst gilt unser



Gleiche Rechte: Theresa May.

Land als der angelsächsischste Staat Kontinentaleuropas.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebt der Schweizer Tourismus einen einzigartigen Aufschwung. Wesentlichen Anteil daran haben die Briten. Edward Whymper besteigt als Erster die Ikone der Alpen, das Matterhorn. Im Sommer 1863 organisiert der Reisepionier Thomas Cook die erste Pauschaltour in die Schweiz, ein absoluter Marketingkracher war die Reise von Queen Victoria nach Luzern. Auf der Insel Wight, ihrem bevorzugten Landsitz, lässt die Monarchin für ihre Kinder ein «Swiss Cottage» errichten, ein einem Berner Chalet-Stil nachempfundenes Spielhaus. Der Brexit könnte die beiden *splendid* Aussenseiter noch weiter zusammenrücken lassen.

Shakespeare — Für jeden Charakter, für jeden menschlichen Abgrund, für jede politische Intrige, selbst für den zeitgenössischen Antisemitismus hat der Dichter aus Stratford eine dramatische Vorlage geschaffen. William Shakespeare, von dem ausser ein paar Lebensdaten fast nichts bekannt ist, steht am Anfang der modernen Literatur. «Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft nicht zum Sklaven macht», spricht Hamlet in Shakespeares gleichnamigem, um 1600 entstandenem Theaterstück. Von Hamlet führt eine direkte Linie zu Romeo und Julia und anderen literarischen Figuren, die uns und unser Verständnis von Liebe ausmachen: der junge Werther, Tristan und Isolde, Madame Bovary, «The West Side Story» – die Literatur lebt von Figuren der Leidenschaft und der tragischen Liebe. Nicht um das, was wir nicht ertragen können, sondern um das, was wir fähig sind zu ertragen, darum ging es Shakespeare.

Gentleman und Dandy — Auch diese zwei Archetypen des zeitlosen Mannes entstammen dem britischen Fundus. Dass Briten nicht

vordrängeln, ist mehr als ein nettes Klischee. Konzept und Figur des zurückhaltend-höflichen Mannes, des *gentle man*, entstammen der englischen Aufklärung. Bis heute prägen die damaligen Vorstellungen von sozial akzeptablem Verhalten die unseren: Nicht exzessiv lachen, eher dezent lächeln, forderte der 4. Earl of Chesterfield in den 1730er Jahren. Vor allem aber, schrieb Lord Shaftsbury, so charmant sein, dass das Gegenüber das Gefühl bekomme, er oder sie selbst habe die gute Atmosphäre verursacht. Dass nun der britische Gentleman den EU-Klub verlässt und ihm die übrigen Mitglieder hinterherspucken, spricht vor allem gegen Letztere.

Eine Zeitlang zumindest, in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, war er der Mann aller Männer: Stilsicher und überlegen wählte er Kleider und Spazierstöcke aus, als gälte es – wie Oscar Wilde es formulierte –

Beatles, Pink Floyd, Amy Winehouse – in der Musik ist Grossbritannien ein Empire geblieben.

blau-weisses Porzellan passend zur Tapete zu platzieren. George Bryan Brummell (1778–1840), Urvater aller Dandys und des männlichen guten Geschmacks, dominierte die Londoner und von dort aus die nordeuropäische Herren-Couture der besseren Kreise bis in die Gegenwart. Eine Figur wie James Bond, der stilsichere Killer, konnte nur in Grossbritannien entstehen. Dem britischen Dandy ist es zu verdanken, dass Mannsein und Mode sich alles andere als ausschliessen

Frauenfinale — Kate Moss, Twiggy, Lady Di – Grossbritannien hat vielleicht nicht die schönsten, aber mit die interessantesten Frauen hervorgebracht: in sich ruhend, mit hohen Wangenknochen und nackten Beinen in Heels



Konzept des «gentle man»: James Bond.

auch im Winter. Nach Jane Birkin hat Hermès bis heute die teuerste Tasche jeder Kollektion benannt.

Maria Stuart, Elizabeth I, Queen Victoria, Margaret Thatcher und nun auch Theresa May: Ganz selbstverständlich prägten und prägen Frauen die englische Geschichte und Machtpolitik, während im restlichen Europa die Menschen noch lange parfümierten Perückenträgern und dickbäuchigen Kanzlern hinterherliefen. Es war in Grossbritannien und den (ehemaligen) britischen Kolonien, wo die Frauen am frühesten und erfolgreichsten gleiche Rechte einforderten.

Wo beginnen? Wo aufhören? Mit der Dampfmaschine, 1712 erfunden von Thomas Newcomen und weiterentwickelt von James Watt, leitete Grossbritannien die Industrialisierung ein. Sie bildete die ökonomische und technische Grundlage für das Empire. Die Globalisierung der britischen Profite, sagt Niall Ferguson, habe zur Globalisierung der britischen Macht geführt – und zur Verbreitung des britischen Spirits aus Eleganz, Unerschütterlichkeit, freiem Denken und Geschäftssinn. Die heutige moderne Welt ist ohne den Beitrag und den Einfluss Grossbritanniens nicht denkbar – und die Briten lieferten auch den Soundtrack zur letzten grossen Gesellschaftsrevolution. Die spätere Punk-Gitarristin Viv Albertine beschreibt den Augenblick, als sie Mitte der sechziger Jahre das erste Mal «Can't Buy Me Love» von den Beatles hörte: «Bis heute dachte ich, das Leben besteht aus traurigen, wütenden Erwachsenen, langweiliger Musik, zähem Fleisch, verkochtem Gemüse, Kirche und Schule. Jetzt ist alles anders: Ich habe den Sinn des Lebens entdeckt, verborgen zwischen den Rillen einer flachen schwarzen Plastikscheibe.» Beatles, Pink Floyd, Queen, Amy Winehouse – in der Musik ist Grossbritannien ein Empire geblieben. *Thank God.* ○

«Es wird grossartig»

Von einem Erdbeben in Europa war die Rede. Von einer Internationale der Nationalisten. Doch seit längerem hört man nichts mehr. Was ist aus Steve Bannons populistischer Revolte geworden? Villenbesuch bei Mischaël Modrikamen, Sekundant des Amerikaners in Brüssel. *Von Urs Gehrig*

Während des ganzen Winters sass Mischaël Modrikamen allein in seiner Villa – einer prächtigen Villa, ist anzumerken, einer aus edlem Backstein am Rande von Brüssel, mit schmiedeeisernem Gitterportal, mit Vorfahrt, Wagenpark, altem Baumbestand und raumgreifendem Umschwung –, unter deren Dach Epochales geplant war.

Epochales?

Nichts weniger als das. Euphorisch war die Stimmung gewesen, als wir uns das letzte Mal getroffen hatten, im «Gritti Palace» zu Venedig im letzten September, wo der Belgier sich geschäftelhalber mit Steve Bannon eingefunden hatte. In pompösen Gemächern neben dem Dogenpalast heckten die beiden Pläne für eine populistische Revolte in Europa aus. Bannon würde der Spiritus Rector sein. Modrikamen sein Sekundant.

Als Vehikel der Revolte wurde «The Movement» auserkoren, eine Art Internationale der Nationalisten. Zur Vorbereitung der Europawahlen werde man in Modrikamens Villa einen «war room» nach amerikanischem Vorbild einrichten, eine Denkfabrik mit Umfrageexperten und Politberatern. Bis März 2019 werde die Kampagne auf Hochtouren laufen, «mit der Intensität eines amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes» (*Weltwoche* Nr. 37/18).

Nun ist es März geworden, und das Anwesen an der noblen Avenue du Houx, wo der Sturm über Europa hätte ausbrechen sollen, liegt im Dornröschenschlaf. Im Salon im Parterre riecht es aus dem erloschenen Kamin nach verbranntem Holz. Ledersessel, antike Karten, zentnerschwere Bücherwände verströmen das Ambiente eines Mannes von Welt.

Aus aller Welt sind sie zu ihm gepilgert, über hundert Journalisten haben in den letzten Monaten auf dieser Ledercouch Platz genommen, um dann schadenfroh zu berichten: «Ausser Spesen nichts gewesen.»

«Schwer umzusetzen»

Was ist mit der populistischen Revolte? Wurde sie abgesagt? Umfragen prophezeien Gewinne für Europas Populisten bei den Maiwahlen. Doch wo ist Bannon? «Er war einmal kurz da», sagt Mischaël Modrikamen, 53. «Für mich war sofort klar, dass dies sehr schwer umzusetzen sein würde», erklärt er etwas gewunden auf die Frage, was denn aus dem «war room» und der Denkfabrik geworden sei. «Sehr rasch» sei man mit zwei Problemen konfrontiert gewor-



«Er war einmal kurz da»: Anwalt und Politiker Modrikamen in seiner Villa in Brüssel.

sen. «In den USA reichte Bannon eine Sprache für das ganze Land aus. In Europa haben wir es mit 28 sehr unterschiedlichen Ländern zu tun.» Das zweite Problem sei ein rechtliches. In den meisten Ländern sei es untersagt, Hilfe von ausländischen Spendern anzunehmen, ob finanziell oder in anderer Form. «Steve» habe sich anfänglich etwas gestraubt, dies einzusehen. «Aber nun hat er wohl die Idee akzeptiert, dass wir uns darauf konzentrieren sollten, der Zement zwischen den Populisten zu sein.»

Ein drittes Problem lässt Modrikamen unerwähnt. Europas Populisten sind Bannon von Beginn weg mit einer gehörigen Portion Reserve

Europas Populisten sind Bannon von Beginn weg mit einer gehörigen Portion Reserve begegnet.

begegnet. Sie lassen sich nicht gerne von einem Amerikaner belehren. Insofern war die Wahl des jovial auftretenden Modrikamen als offizieller Kopf des «Movement» ein smarterer Schachzug. Der wallonische Anwalt und Sohn von polni-

schen Immigranten, welche gegen die Nazis gekämpft hatten, stiess vor gut zehn Jahren ins rechtskonservative Lager, «aus Sorge über den Islamismus». 2009 gegründete er nach dem Vorbild des französischen Front national den Parti populaire. Allerdings fehlt es ihm und der Partei an Statur. Mit einem einzigen Abgeordneten leidet Modrikamen an politischem Zwergwuchs.

Wie weit das Netzwerk der europäischen Nationalisten inzwischen gewachsen sei, wollen wir wissen. Modrikamen flüchtet sich in Abgerissenheiten, die bisweilen konspirativ anmuten. «Ich kann Ihnen bloss sagen, dass die Kontaktaufnahme bereits begonnen hat. Niemand sieht sie, weil sie verdeckt abläuft.»

«The Movement» ist Modrikamens eigene «Erfindung». Anfang 2017 hat er die Organisation aus dem Stand gegründet, inspiriert durch Donald Trumps Wahlsieg in den USA. Nigel Farage, die treibende Kraft hinter dem Brexit, hat ihn bei einem Lunch in London mit Bannon bekannt gemacht. Man habe sich sofort verstanden. Seither ist Bannon von Südamerika bis Asien auf Mitgliederwerbung für

das «Movement». Sein prominentester Fang ist Italiens Innenminister Matteo Salvini. Neulich holte er Eduardo Bolsonaro, den Sohn des neuen brasilianischen Präsidenten, an Bord. Anfang Monat umwarb er in Japan Premier Shinzo Abe, dem er als «grossem nationalistischem Helden» huldigte.

Bannons Drähte laufen heiss. Und Modrikamen, der freundliche Belgier mit dem geselligen Charme eines Klubvorsitzenden? Ist er Sekundant? Oder eher Statist?

«Versuch nicht, alles selbst zu organisieren», habe er Bannon geraten, «sei einfach der Billy Graham des Populismus», in Anlehnung an den legendären amerikanischen Erweckungsprediger des Evangelikalismus. «Ich glaube, die Idee hat ihm gefallen.»

Doch Bannon ist ein Getriebener mit der Wucht eines Panzerkreuzers; der lässt sich nicht belehren und schon gar nicht in die Schranken weisen.

Weggefährten beklagen sich hinter vorgehaltener Hand, der Amerikaner verrenne sich zunehmend. Er sei sprunghaft. Wolle alles selber machen. Knüpfe Kontakte, die er rasch verkümmern lasse. Reisse Projekte an, die er nicht konsequent weiterverfolge. Die Eröffnung einer «Gladiatorenschule für Kulturkrieger» in der Kartause Trisulti in Italien, wo er Populistennovizen als Protagonisten der Rechten stählen will, ist seit längerem vertagt.

Rastlos reist Trumps ehemaliger Einflüsterer durch die Weltgeschichte. Diesen Donnerstag macht er wieder halt in Rom, wo er in der Biblioteca Angelica vor imposanter Bücherkulisse zu zweihundert Journalisten, Intellektuellen und Politikern sprechen will.

Doch mit welchem Nutzen? Vermag er damit auch nur eine einzige Stimme für das Lager der Populisten zu mobilisieren, die lokale Matadore nicht hätten selber gewinnen können?

Natürlich hat sich Modrikamen das Ganze etwas anders vorgestellt. An ihm fehle es nicht, sagt er. Büroräume. Computer. In seiner Villa stehe seit Monaten alles bereit für die Revolte.

Aber, sagt er, er habe auch sonst genug zu tun. Als Anwalt. Als Parteichef. Und Verleger einer kleinen Zeitung. Vor dem Fenster in Modrikamens Büro, hoch oben unter dem Dach, öffnet sich der Blick auf den opulenten Park mit Pool, in dem er im Sommer nackt schwimme. Modrikamen ist ein Freigeist. Und anders als Bannon, der amerikanische Kampfhahn, ist er ein Geniesser. Ein Glas Wein zum Mittagessen gehört ebenso zu einem erfüllten Tag wie eine Zigarre vor dem Kamin. In seiner Freizeit malt er bunte Aktionskunst à la Jackson Pollock, mit der er seinen Salon schmückt.

Seinen Reichtum habe er ganz allein erwirtschaftet, unterstreicht er. Und er geniert sich nicht, ihn zu zelebrieren.

An Neidern und Feinden hat es Modrikamen nie gefehlt. Wegen seines jüdischen Glaubens und seiner politischen Haltung habe er unzählige Drohungen erhalten. Er holt ein Sturmgewehr aus der Dachkammer. So eines habe er auf jedem Stockwerk. Schussbereit. Ein bisschen hat er sich die Waffen auch als Vorsorge angeschafft. Zum Schutz vor möglichen Angriffen auf die Keimzellen der populistischen Revolte unter seinem Dach.

Doch lieber auflösen?

Doch damit ist jetzt nichts. Nicht einmal eine Website hat «The Movement». Die Site sei startklar, aber man werde sie nicht aufschal-

Er holt ein Sturmgewehr aus der Dachkammer. So eines habe er auf jedem Stockwerk.

ten. «Wir wollen nicht verwirrende Botschaften aussenden. Lassen wir unsere Mitglieder ihre Arbeit ungestört verrichten.»

Offenbar scheinen Europas Nationalisten keine Internationale nötig zu haben. Wäre es nicht gescheiter, «The Movement» einfach aufzulösen? So weit will Modrikamen noch nicht gehen. Wenigstens ein Zeichen will er noch setzen. «Ich habe zu Steve gesagt: «Hör zu, nachdem wir das angekündigt haben, müssen wir vor den Wahlen liefern. Wenn wir das nicht schaffen, ist es vorbei.»»

Modrikamen richtet jetzt seine volle Konzentration auf den «Event». In Brüssel wurde dafür bereits ein Hotel gebucht. Es soll ein Schaulaufen der Nationalisten werden. Salvini, die Zentraleuropäer sollen anreisen. Geert Wilders aus den Niederlanden. Marine Le Pen aus Frankreich. Bolsonaro junior. Sogar in Trumps Familie habe man die Fühler ausgestreckt. Anfang Mai soll es so weit sein.

Der optische Schulterchluss von 15, 20, 25 Souveränisten und Populisten auf einer Bühne werde «eine starke Botschaft» an die Wähler in ganz Europa aussenden. Die Botschaft werde man auf die gemeinsamen Prinzipien reduzieren: «Mehr Souveränität für die Nationen, Grenzkontrolle, Grenzen der Zuwanderung und Kampf gegen den radikalen Islam».

Mit Theaterdonner aus dem Wachkoma kurz vor dem Wahlfinale?

«Es wird grossartig», schwärmt Modrikamen. 150 Journalisten seien bereits akkreditiert. «Aus der ganzen Welt wird man die Augen auf uns richten.»



Bannon, Salvini, Modrikamen (v.l.), 2018.



Inside Washington

Alpha Beto

Kandidat Robert «Beto» O'Rourke triumphiert – mit Kennedy-Tolle und Phrasen.

Ein neuer Hengst ist ins Präsidentschaftsrennen gestiegen. Er hat seine Konkurrenz bereits überholt, was das Geldhamstern angeht: Der texanische Demokrat Roberto «Beto» O'Rourke hat bekanntgegeben, dass sein «Team Beto» am ersten Tag seiner Kampagne mehr als 6,1 Millionen Dollar Wahlspenden online ergattert hat. Mit dieser bemerkenswerten Summe stellt O'Rourke sogar den sozialistischen Senator Bernard «Bernie» Sanders in den Schatten, der politische Beobachter mit Einnahmen von 5,9 Millionen Dollar an einem Tag beeindruckte.

Der Abgeordnete O'Rourke hatte 2018 gegen Senator Ted Cruz verloren, obgleich er seine Kriegskasse mit einer Rekordsumme von 80 Millionen Dollar in «gerade mal 24 Stunden» füllen konnte. O'Rourke verfügt zwar lediglich über einen leichten politischen Rucksack und bekennt sich zu einer «zwanghaften Obsession für die kulturelle Vielfalt». Aber er beweist, dass sich Demokraten noch immer von einem wohlhabenden, jungen und weissen Phrasendrescher mit Kennedy-Tolle begeistern lassen.

Eine Veteranin der Hillary-Clinton-Kampagne von 2016 klagte jedoch, dass der strahlende 46-jährige Skater und Ex-Punker die «Diktatur der oberflächlichen Kumpel-Kultur» verkörpere. Ein demokratischer Stratege warnt, dass O'Rourke «zuerst noch beweisen muss, dass er der Mann der Stunde ist». Ein Medienbeobachter zählte in den 24 Stunden nach der Bekanntgabe von O'Rourkes Kandidatur, dass in den Gesprächsrunden des Fernsehsenders CNN 52-mal über O'Rourkes Etikette «weiss und männlich» geschnödet wurde. Der frühere Obama-Berater David Axelrod konstatierte dennoch, dass es «Beto» ebenso wie «Bernie» gelungen sei, seinen Vornamen zur Marke zu machen. Diese selten erreichte Anerkennung ist allenthalben wichtiger als die Auszeichnung «weiss und männlich». Das wusste schon Obama. Amy Holmes

Wir sind das Pferd

Im Parlamentspalast in Bukarest sieht der Abgeordnete Nicolae Bacalbasa mit grosser Skepsis den EU-Wahlen entgegen; später empfängt Sportlegende Ilie Nastase, der Mick Jagger des Tennis-Courts, in seiner Villa. Reportage aus Rumänien. Teil 2. Von Matthias Matussek

Vielleicht ist nun die Zeit reif, einen Blick aus dem dunklen Rumänien auf die hellen europäischen Rechtsstaaten zu werfen. Zeit für einen Besuch im Zentrum des Schreckens, nicht Draculas, aber doch so etwas wie ein Spukschloss. Termin mit dem Abgeordneten Nicolae Bacalbasa, einem Deputatul aus dem Bezirk Galati in der Westmoldau, wo das bedeutendste Eisenhüttenwerk des Landes liegt.

Wir treffen uns vor diesem niederschmetternd riesigen Kasten, dem Vernehmen nach das zweitgrösste Gebäude der Welt, für das 40 000 Wohnungen, ein Dutzend Kirchen und drei Synagogen abgerissen wurden, Ceausescu hatte es 1983 nach den Plänen einer 26 Jahre jungen Architektin (und eigenen Visionen) begonnen: 3000 Räume, ebenso viele unter Tage, des Diktators Monument, es ist immer noch nicht fertig. In jenen Tagen war Ceausescu bereits der Vampir, der mit dem Blut des Volkes seinen Grössenwahn nährte.

Ceausescus Turmbau zu Babel

An der Fassade EU-Banner im Schneeregen, darauf wird für ein «sicheres Europa», ein «Europa der gemeinsamen Werte» geworben, welche auch immer gerade gemeint sind. Der kleine und breite Abgeordnete Bacalbasa steht irgendwie traurig wartend darunter, im Wildledermantel mit abgewetzter Aktentasche. Er führt uns durch die Sicherheitsschleuse und im neunten Stock hinein ins Hauptquartier der Sozialdemokratischen Partei (PSD).

Flure wie Autobahnen, mit roten Teppichen ausgelegt unter Kristalllüstern, in denen bereits Glühbirnen ausfallen, endlose Joggingstrecken, vor Liviu Dragneas Büro Standarten und Wachsoldaten, schliesslich der Sitzungssaal des Parteivorstandes.

Der Deputatul Bacalbasa war mal Krebspezialist, Anästhesist und Reanimationsspezialist. «Wir sind in sicheren Händen», scherze ich, während ich hinter ihm durch die monströsen Flure laufe, den kleinen, watschelnden traurigen Mann mit der Aktentasche vor mir.

Ich muss ein Handy-Foto von hinten machen, die Szenerie erinnert mich an den Pinguin aus dem Film «Batman Returns». «Es liegt in der menschlichen Natur, das Unbekannte zu fürchten», ruft Batman den verängstigten Bewohnern Gothams zu, die ihm auf seinen Fa-

milienfriedhof gefolgt sind. Schliesslich eine Sofa-Ecke. Mit anderen PSD-Abgeordneten hat Bacalbasa in der Nacht zuvor die EU-Parlamentarier mit E-Mails überschwemmt, die auf das Sündenregister der Laura Codruta Kövesi hinweisen, aussichtsreiche Kandidatin für das Amt der Europäischen Generalstaatsanwältin: vierzehn Anklagepunkte, Amtsmissbrauch und so weiter – traut dieser Dame nicht!

Der Deputatul kennt die Vorbehalte gegen seine PSD, aber diese Europawahl, so sagt er, entscheide über zwei Philosophien: entweder das Europa der Konzerne oder das der Arbeiter, die PSD wird für ein gerechteres Europa kämpfen, ein soziales Europa – er klingt wie die neue SPD –, ja, ein Europa gegen die Rechten, die es in Deutschland und Frankreich gibt.

Zu Europa fällt ihm überraschend ein Bismarck-Zitat ein: Jede Assoziation bestehe aus Reiter und Pferd: «Wir sind das Pferd», aber auch Pferde haben Anrecht auf gute Behandlung. Würde er einen Austritt aus der EU empfehlen? Hm, er persönlich liebt das Modell Schweiz – mit Europa liiert, aber nicht ausgeliefert. Ein Blick in den tristen Parteisaal: Die Schweiz ist im Moment so weit weg wie der Mond. Eine Dame tritt näher, sie ist Ministerin für Wasser und Wald, sie stellt Bacalbasa zur Rede, er erklärt: Schweizer Journalisten; sie wiegt den Kopf und geht.

Bacalbasa ist im Wahlkampfmodus. Klaus Johanniss' Leute verraten Rumänien, sagt er. Als ob es in der EU keine Korruption gäbe, sagt er, er nenne nur VW, er nenne nur die niederländische ING-Bank. Hm. Ist was dran. Und mit Rechtsbeugungen kennt sich auch die deutsche Regierung aus. Das wäre nun mein «Framing»!

Die deutsche Kanzlerin hat am Parlament vorbei entschieden, die deutschen Grenzen aufzulösen. Sie hat hinter dem Rücken ihres Volkes, das sie nur noch ungern so nennt, federführend einen Unomigrationspakt mit verfasst und beschlossen, der die Grenze auch in Zukunft für alle

Migranten öffnet. Sie hat – nicht unähnlich der PSD-Führung – einen Spitzenbeamten entlassen, weil der nicht wollte, wie sie wollte. Ach ja, soeben meldeten die Online-Dienste, dass der Helfer des Weihnachtsmarkt-Terroristen Amri längst bei Nacht und Nebel abgeschoben wurde. Manchmal nützt nicht nur der deutsche Blick auf Rumänien, sondern eben auch der rumänische auf Deutschland.

Vor Gott, fährt der Deputatul fort, sei er genauso viel wert wie Angela Merkel. «Jeder Mensch ist das», werfe ich ein. Er nickt heftig. Aber warum will seine Partei partout diese umstrittene Amnestieregel, warum will sie Banditen freisprechen? «Weil die Verurteilungen unrechtmässig waren.» Das müsste ich als Deutscher doch kennen, in den Nürnberger Prozessen ist doch auch die Unrechtsjustiz zur Sprache gekommen. Allerdings ist es schon kühn, die Verurteilungen der rumänischen Selbstbediener mit der Mördermaschine der Nazi-

Justiz gleichzusetzen.

Am Ende des Gesprächs fleht er: «Zitieren Sie mich korrekt, mein Leben steht auf dem Spiel.» Dragnea sei ein Patriot, der durch seine Verurteilung mundtot gemacht werden solle. Und Kövesi als EU-Generalstaatsanwältin – «Es ist doch sehr die Frage, ob ausländische Staaten unsere Justiz vertreten dürfen.»

Subversion durch Virtual Reality

So viel staatstragende Rhetorik, es wird Zeit für das Gegenprogramm, für die rebellische Jugend, für Andrei, der Sohn des Poeten Mircea Dinescu, der in einem eher schäbigen Bezirk lebt, so was wie Prenzlauer Berg vor der Gentrifizierung, wo die Häuser Graffiti tragen oder im Verfall eingerüstet sind. In Andreis Tonstudio ist offenbar Pause, der Gitarrist tapert in einer Gesichtsmaske vor der Wand gegenüber den Mischpulten und schlägt mit zwei Hand-Controllern Aliens in die Flucht. Auf dem Monitor ist zu erkennen: erfolgreich.

Hier ist der Kampf galaktisch. Hier geht es längst nicht mehr um links gegen rechts, sondern gegen die Globalisierung, paradoxerweise gleichzeitig gemeinsam mit ihr und ihren Erfolgsgeschichten, die zum Beispiel aus globalen Konzernen wie Facebook bestehen, die Virtual Reality liefern.



EU-Kandidatin Kövesi.

Die E-Mails weisen auf ihr Sündenregister hin: vierzehn Anklagepunkte.



Abgeordneter Bacalbasa.

Entweder das Europa der Konzerne oder das der Arbeiter.



Noch immer nicht fertig: Ceausescus Parlamentspalast in Bukarest.

Doch Andrei erinnert sich selig auch an eine analoge Wirklichkeit, an ein Konzert in Hamburg in einer protestantischen Kirche, die für Muslime geöffnet wurde, seine Band mit Nebelmaschine im Altarraum, was für ein Spektakel, mit einem Wort: *one world*. «Und es hat gepasst, schliesslich hat Roma-Musik viele orientalische Elemente.» Hier ist es Getto-Musik. Er spielt ein Lied vor, dessen Sänger im Moment im Knast sitzt. Dann die neuste Einspielung, Andrei blass und hochgewachsen, ein Engelsgesicht über einem «Giants»-Shirt, um den Hals ein keltischer Knoten. Er schüttelt seine langen Haare frei, greift zum Kopfhörer und singt schön und furchtbar traurig von einer verflossenen Liebe und einem verlassenen Land. Anfangs sphärische Gitarre, dann der Beat, klingt gut, Hit-Potenzial.

Andreis Bilanz: Erstens sollte sein Vater nicht in die Politik, weil zweitens die Grosskonzerne alles bestimmen, sie zahlten keine Steuern, sie drehten gerade drittens dem Land diese F-16-Schrottflyzeuge an, kurz: Rumänien ist am A... Fazit: Die Regierung ist korrupt, Johannes ist es, selbst Kövesi, alle Teil einer Inszenierung.



Matussek, Dinescu (r).

Sphärische Gitarre, Beat, klingt gut, Hit-Potenzial.

Kein Wunder: Seine Lektüre in diesen Tagen besteht aus Guy Debords Klassiker «Die Gesellschaft des Spektakels». Wir alle sind Konsumenten und Zuschauer, auch die Rolle der Oppositionellen gehört zum Spiel. Das wusste eigentlich schon Shakespeares Hamlet, dieser von Machtpolitik angewiderte Intellektuelle ein paar Jahrhunderte früher: «Die ganze Welt ist eine Bühne und alle Frauen und Männer blosse Spieler, sie treten auf und gehen wieder ab.»

Fundamentalkritik. Keine Chance, aber nutze sie. In der EU, sagt Andrei, «sind wir eine von zwanzig Kolonien», zur Wahl zu gehen, sei sinnlos, was jetzt nötig wäre, wäre ein Bewusstseinssprung in den Widerstand, in eine andere Realität, auch wenn sie vorerst nur virtuelle Siege erlaubt.

Also hinein ins Spektakel. Ich setze mir die Maske auf und stehe auf einem schmalen Brett über einem gähnenden Abgrund in Gotham City, nehme die Angreifer unter Beschuss und ducke mich unter ihren Feuerstössen weg. Irgendwie kommen mir die monumentalen Gebäude und Schluchten bekannt vor, richtig, ich habe sie aus Ceausescus

Spukschloss im Kopf, diesem virtuellen düsteren Politpalast.

Die im Studio kringeln sich vor Lachen unter meinen Schreien, meinem Wegducken unter Beschuss. Andrei erzählt begeistert, dass Facebook demnächst mit einer verbesserten Version auf den Markt kommt, da spielt sich alles in der Brille ab, da braucht's keinen externen Rechner mehr.

Aber gibt es denn keine Hoffnung, für Rumänien, für Europa, für die Welt? Andrei zuckt mit den Schultern. Sein Beitrag zum Widerstand ist seine Musik. Seine Gruppe nennt sich Impex, weil sie so ziemlich alles an Stilen und Musikrichtungen importiert, aus Ost und West, Gipsy und Rock, Jazz und Elektronik, sie singt auf Deutsch, Englisch und Russisch, ist also bestens gerüstet für eine neue, friedliche, alle Völker umfassende Welt. An der Wand hängt ein Porträt Andreis als Graf Dracula, der, so Andrei, sei auf seine Art auch ein Widerstandskämpfer gewesen.

Besuch beim Tennisgott

Am nächsten Tag scheint die Sonne ganz unwiderstehlich optimistisch (was natürlich auch Wirkung auf das «Framing» des Reporters hat), und im Historischen Institut am Viktoriaplatz empfängt uns Cosmin Popa, jung und lächelnd nimmt er Platz unter den Porträts der bärtigen Vorgänger, und er platzt vor guter

Laune. Draussen steht der Verkehr still, die Taxifahrer protestieren gegen die Konkurrenz von Uber, aber im Ernst: «Wenn ich die Wahl habe zwischen einem unfreundlichen Zigeuner und einem gepflegten, pünktlichen Uber-Fahrer, dann nehme ich natürlich Uber.» Man nenne das Marktwirtschaft, sagt er. «Wir leben immer noch in Übergangszeiten, doch die Bevölkerung ist politisch wacher denn je, wie die Massenproteste gegen Dragnea 2017 bewiesen haben.» 300 000 Demonstranten auf der Strasse. Das gibt es in Deutschland nur beim Public Viewing während der WM. Die korrupten Cliquen, führt Popa aus, seien die letzten Überreste des alten Systems, und sie wüssten, dass sie am Ende sind, in den neusten Umfragen kommen sie gerade noch auf 20 Prozent.

«Natürlich brauchen wir die grossen Konzerne im Land, die Elektronik, die Waren, die Arbeitsplätze und natürlich auch eine schlagkräftige Armee. Was die Durchstechereien beim Kauf der F-16-Jäger angeht, die werden untersucht, wo gibt es so was nicht im Rüstungsbereich?»

Weiter meint er: «Wir reagieren auf äusseren Druck, insofern tut die EU gut.» Mit Abstrichen. Wenn Juncker behauptete, nur eine intakte Regierung könne die Ratspräsidentschaft übernehmen, rede er Stuss: «Belgien hatte sie inne, und es war jahrelang ohne Regierung.» Gegenüber liegt der Palast des Eigentümers von Steaua Bukarest, George Becali, ein goldenes Kreuz leuchtet in der Sonne. Er ist fromm, der Mann, vor dem Tor Bettler mit Krücken, er ist auch spendabel. Wie geht es Steaua? «Sehe ich aus, als ob ich mich für Fussball interessiere?» Wie ist es mit Tennis? Schon eher, und wir machen uns auf, um unseren nächsten Interviewpartner zu besuchen, die Tennislegende Ilie Nastase, meine Spontanidee. Mein Lotse Mihai kommt an seine Telefonnummer, ich druckse, ich würde ihn gerne treffen, er sei mein Held, was nicht gelogen ist, endlich ein Rumäne, bei dem ich fromm werde.

«Nasty» Nastase, der Mick Jagger des Tennis-Courts. Jagger sang «Sympathy for the Devil», und kurz darauf gewann der langhaarige rumänische Tennisstar das French Open. Spuckend, fluchend, flirtend, Witze reissend. Der Popstar des Tennis. Nastases Villa liegt im Diplomatenviertel, die Strasse trägt den Namen von Andrei Muresanu, dem Dichter der Nationalhymne. Nastase hat national geflaggt und dem Nachbarn das Gleiche aufgetragen, er ist Nationalist. Rumänien kam mit der grössten je zusammengenähten Nationalfahne ins Guinness-Buch der Rekorde, sie umfasste elf Fussballfelder. Rot, Gelb, Blau. Kleine Pointe: Es sind die gleichen Farben wie die von Venezuela, dem nach Nordkorea letzten kommunistischen Geisterhaus.

Ilie Nastase, 1972/1973 die Nummer eins der Tenniswelt, hat sich bestens gehalten, weisses Hemd mit türkisfarbenen Kragenknöpfen, nur die Haare sind kürzer. «Zum ersten Mal

seit fünfzig Jahren habe ich sie mir schneiden lassen», sagt er und lacht. Geräumige getäfelte Villa, er bereitet Espresso in der Küche, Zeit genug, die Staffeln silbergerahmter Erinnerungsfotos im Wohnzimmer zu begutachten. Nastase mit Showgrössen, mit halbnackten Models, mit Staatschefs, mit Mandela, Clinton und Obama. Und ein frühes mit Nixon, mit Muhammad Ali, Beckenbauer, Cruyff, Caroline von Monaco ... Moment, da war doch was ...

Die Espressotasse kommt, Nastase erklärt entschuldigend, das sei noch das Geschirr von Ehefrau vier, Nummer fünf wird in einem halben Jahr gehehlicht, «so viele wie euer Bundeskanzler». Den hat er auch mal getroffen, da war seine Frau blond. Ist es nicht teuer, dauernd zu heiraten und sich scheiden zu lassen? Boris Becker hat damit kein Glück gehabt. «Es ist ein Nullsummenspiel», sagt Nastase leichthin, «auch Freundinnen sind kostspielig.» Im Übrigen war Boris vor vierzehn Tagen hier, hat sich wegen eines Coaching-Jobs mit der rumänischen Nummer eins getroffen, Simona Halep. Ist wohl nichts draus geworden.

«Im Ernst, wie soll man eine Nummer eins coachen? Die wissen doch schon alles. Lieber schau ich mir schöne Frauen an.» Apropos, wie war das denn nun mit Caroline, das will ich dann doch wissen. «Ach, ich war eher mit Prinz Albert befreundet», murmelt er und zeigt auf ein Foto, auf dem ihm Albert eine imponierend lange Zunge ins Ohr streckt. «Aber haben Sie nicht Liebesbriefe an Caroline, ja sogar Gedichte ...?» Nastase knurrt: «Das war Guillermo Vilas!»

Ach du Schande, peinlich, habe ich doch die beiden verwechselt, gleiche Zeit, gleiche Ära, aber Lyrik sähe «Nasty» Nastase auch nicht ähnlich, er war der *bad boy*. Er fängt sich schnell. Auf einem Empfang im Politbüro, erzählt er, jetzt wieder in Fahrt, nahm ihn die Nummer zwei der Partei zur Seite und sagte, er könne Lippen lesen und Nastase solle endlich aufhören zu fluchen, worauf er erwiderte: «Aber ich bin doch Rumäne!»

Es ging ihm gut in den Siebzigern unter Ceausescu, dem ganzen Land ging es gut. Ceausescu hatte sich nicht an der Strafexpedition des Warschauer Paktes gegen den Prager Frühling beteiligt, er versuchte den eigenen nationalistischen Stalinismus. Er liess seine Rumänen ihre Wohnungen erwerben, baute neue. Dann die U-Bahn. Die Läden waren ausreichend bestückt, die Rumänen waren stolz innerhalb des Comecon, der kommunistischen Wirtschaftswelt, und Nastase, eine Art Aushängeschild des Systems, musste in jenen Tagen nur seine Einkünfte aus den Davis-Cup-Erfolgen versteuern. Dieses Haus hier, eine Villa aus

alten bürgerlichen k. u. k. Tagen mit seinen gedrechselten Säulen und getäfelten Innenräumen, hat er sich 1972 zugelegt.

Zwei Magnumflaschen Moët auf einem Bord im Nebenzimmer, wilde Tage damals, aber sie scheinen noch nicht ganz vorüber. Am nächsten

Tag muss er vor Gericht, sie haben ihm den Führerschein abgenommen, die Blutprobe hatte er verweigert. Ein paar Stunden später ist er mit seinem Mofa wieder geschnappt worden. «Eindeutig eine Falle.» Mit der gegenwärtigen PSD kann er nichts anfangen, auch mit den anderen Parteien nicht, und was sollen da schon EU-Wahlen?

Dann führt er in sein Allerheiligstes, den Trophäenraum, die goldenen Tennisschläger, die Wände tapeziert mit gefrorenen Siegermomenten, eine gleichermassen anrührende wie vergebliche Selbstmumifizierung. Nastase im Glück, die Zeit anhalten, bitte, für

immer! Ordnung ins Chaos! Er drückt mir seinen goldenen Adidas-Schuh in die Hand, ich greife zum zerprügelten Holzschläger, dann zu einer Wahlplakette, jawohl, er kandidierte für die PSD als Bürgermeister Bukarests, diesmal knapp im Tie-Break unterlegen, «die Wähler sind einfach zu ungebildet».

Seit er als Coach der rumänischen Tennisdamen die britischen Gegnerinnen als «fucking bitches» bezeichnet hat – eine der Britinnen begann zu weinen –, gilt er in Wimbledon als unerwünschte Person, «alles ist so *picky* geworden, so kompliziert», sagt er. Früher war es anders, er nannte den schwarzen Arthur Ashe «Negro» und der ihn «Commie», und natürlich waren die Italiener die «Maccaroni». Klarer Fall von altem weissem Mann, aber verdammt gut erhalten!

Schönheit und Terror

Bukarest ist golden überglänzt im Schnee. «Irgendwo in der Walachei»? Wie konnte die Walachei je als ordnungslose Gegend im Nirgendwo sprichwörtlich werden? Ihr altes Zentrum Bukarest ist ein Schmuckstück abendländischer und östlicher Zivilisation. Wir besuchen die Kirche des heiligen Antonius aus dem 16. Jahrhundert, die Altarwand zum dritten, geheiligten Raum steht offen, drinnen ein Pope im Gebet. Ja, sagt er auf meine Frage, Rumänien ist und bleibt ein christliches Bollwerk in Europa, schade, dass das Referendum zum Erhalt der traditionellen Familie gescheitert ist.

Kurzes Gebet vor den Ikonen, schliesslich lässt sich auch mein Lotse Mihai, der nicht viel davon hält, mit heiligem Öl betupfen, sicher ist sicher. Anschliessend ein kurzer Besuch in einem verwunschenen Klostergarten aus dem 18. Jahrhundert, gleich gegenüber das alte deutsche Restaurant «Bierkutsche» aus dem 19. Jahrhundert, ein Tempel. Holzgetäfelt mit



Tennislegende Nastase.

«Im Ernst, wie soll man eine Nummer eins coachen?»

Empore, Kellnerinnen im Dirndl, die hölzernen Türen zum Abort sehen aus wie Beichtstühle. Ein Damenquartett in schwarzen Abendkleidern spielt Dean Martins «That's Amore»; das Steak ist gross wie ein Tomahawk und heisst deshalb auch so. Geht es schöner?

Was für ein Spiel der Sonne draussen, an Jugendstilfassaden und in Baldachinen aus Glaswellen, an neobarocker oder klassizistischer Herrschaftsarchitektur in Banken und Ministerien, ein Buchladen wie ein sehr geräumiger, heller Andachtsraum, an der Bestseller-Wand eine Monografie über Stalins Tochter Swetlana, Weisheiten von Seneca, daneben Bertrand Russell und der neueste Roman des Erfolgsschriftstellers Mircea Cartarescu. Mihai liest keine Bücher, nur noch News aus dem Internet. Eine grosse Demonstration ist angekündigt zur Unterstützung von Codruta Kövesi. Die Zivilgesellschaft macht mobil.

Wir pflügen durch die Stadt, turmhohe Reklamewände für die aktuellen Netflix-Serien, an der breiten Verkehrsachse, die durch Bukarest schneidet und die grossen Plätze verbindet, dann die Plattenbauten aus den sechziger Jahren, die mit EU-Mitteln isoliert wurden, hin zum Platz der Revolution, der Geburtsstunde des neuen Bukarest. Hier liegt das Politbüro in der Abendsonne, der goldene Strahl wandert hin zum Balkon, auf dem Ceausescu am 21. Dezember 1989 zu den Hunderttausenden sprach,

heute hängt die EU-Werbung drunter. Ceausescu hatte die Massen zur Unterstützung gegen die Aufständischen in Temeswar zusammen-trommeln lassen. Der Aufmarsch ging schief, Rufe und Schüsse in den hinteren Reihen, der Diktator winkte hilflos und verschwand im Innern, gerade rechtzeitig, denn schon drangen erste Demonstranten ins Gebäude ein.

Ordnung aus dem Chaos

Er eilte, so erzählt Mihai, die Treppen hinauf, rief nach dem verantwortlichen General, der liess sich entschuldigen, sein Bein sei im Gips, der Verteidigungsminister beging Selbstmord – eigentlich, so geht eine Version, wollte er sich nur einsatzuntauglich schiessen und traf versehentlich ein zentrales Blutgefäss. Die Ceausescu fliehen, während auf dem Platz Aufständische und Regimetreue aufeinander schiessen, rund tausend sollen dabei ihr Leben lassen, an den umliegenden Gebäuden sind noch Einschussstellen zu sehen. Die bronzene Gedenkwanne mit den Namen der Toten ist von den Enkeln der Helden mit Graffiti und dem Anarchisten-A übersprüht.

Sie mögen Karl Kraus' Motto aus seinem Marathon-Stück «Die letzten Tage der Menschheit» beherzigt haben in diesen Tagen: «Das Chaos sei willkommen, denn die Ordnung hat versagt.» Aus dem Chaos, so die Hoffnung, wächst eine neue Ordnung. Die Ordnung von

1989, die eine zementierte und von Spitzeln gestützte Diktatur war, brach zusammen. Die Ceausescu in jener Nacht hasteten aufs Dach, um sich mit dem Helikopter in ihre Sommerresidenz bringen zu lassen.

Die folgenden Stunden sehen einem kläglichen Slapstick gleich, wie einem auf Ewigkeit monumentalisierten Diktator die Macht entgleitet und er zum hilfsbedürftigen alten Mann wird. Während des Fluges teilt der Pilot, der möglicherweise über Kopfhörer Anweisungen erhielt, dem alten Diktatorenpaar mit, dass mit einem Angriff zu rechnen und er deshalb zum Landen gezwungen sei. Da stehen die beiden Rentner nun auf einem Autobahnsteig kurz vor Tirgoviste im Norden. Die Ceausescu versuchen ein Auto anzuhalten. Der Fahrer des Wagens behauptet, er habe kaum noch Benzin im Tank, in der Mangelwirtschaft jener Tage durchaus glaubhaft. Der nächste, ein Arzt, nimmt sie mit in sein Institut und verständigt die nahe Armeebasis, in die sie dann abgeführt werden.

«Ich kenne einen der drei Fallschirmjäger, die die Ceausescu umgebracht haben!», sagt Mihai plötzlich. «Nichts wie hin!» Mihai telefoniert. «Er will Geld.» – «Wie viel?» – «Vielleicht können wir ihn auf hundert Euro runterhandeln?» – «Deal.» – «Aber ich warne dich, seine Geschichte hört sich jedes Mal leicht anders an.» – «Aber er war dabei?» – «Todsicher», und Mihai lacht über den bösen Wortwitz. ○



Meister
Werk

Cum Laude 2015

Toscana igt
Castello Banfi, Toscana

Würdige Hommage an die Toscana.
Dicht und verführerisch.
Mit herrlichen Brombeernoten.
Samtig – «fast ewig» der Ausklang.

Arudi Bindella

CHF **16.00** netto
statt 20.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 7.4.2019

Bindella
la vita è bella





Das Gesicht der besseren Hälfte der Welt: Premierministerin Jacinda Ardern bei einer Trauerfeier in einem Flüchtlingslager in Christchurch, 16. März.



Ikone der Woche

Neuseelands Engel

Von Michael Bahnerth

Es war die Stunde einer Tragödie und der Moment der Geburt einer Heldin am andern Ende der Welt. Es war ein Freitag in Christchurch mit fünfzig wahllos massakrierten Muslimen und einem Menschen, den nicht wenige in Neuseeland für einen Engel halten. Vielleicht ist die 38-jährige Premierministerin Jacinda Ardern tatsächlich ein kleiner Engel in diesen Tagen des Terrors, weil sie, wie Engel auch, gerade alles richtig macht und so scheint, als ob sie gar nichts falsch machen könnte. Mit einer fast traumwandlerischen Sicherheit und Selbstverständlichkeit und einer berührenden Menschlichkeit lindert sie den Schmerz der Opfer und des Landes, so gut es geht angesichts der beinahe unheilbar scheidenden Wunden.

Wahrscheinlich ist sie das Gesicht der besseren Hälfte der Welt. Vor der Tragödie war sie schon eine kleine Heldin des politischen Alltags. Ihre Prämisse ist nicht das Bruttosozialprodukt, sondern der Better Life Index. Ihren Finanzplan nennt sie «Wellbeing Budget». Sie erhöhte den Mindestlohn, und sie lässt sich vor keinen Karren spannen. Der Stil ihrer Politik entspringt ihrem Herzen, vermutlich bezeichnen ihn deshalb viele Kiwis als grossherzig.

Nur einen kleinen Fleck auf dem Weiss ihrer Biografie gibt es, ein vernachlässigbarer. Im Sommer wurde sie Mutter, mitten in der Amtszeit, im Herbst sollte sie zu einer Konferenz auf der Pazifikinsel Nauru, auf der Australien in einem Camp Flüchtlinge entsorgt. Um einen Tag länger bei ihrer Familie bleiben zu können, soll sie einen Extraflug bei der Royal New Zealand Air Force gebucht haben, der mindestens 35 000 Franken kostete. Aber das war kein Absturz des Engels, nur ein temporärer Sinkflug.

Aufgestiegen ist Ardern wie selbstverständlich, elegant, das war kein Kraftakt. Sie ist die Tochter eines Polizisten und einer Kantinenkellnerin, es ist ein gottesfürchtiges Elternhaus, ihre Eltern sind Mormonen, und früh wird sie deshalb eine Vorstellung gehabt haben von Gut und Böse und Recht und Unrecht. Sie wird Sozialistin, bevor sie volljährig wird, studiert Politologie, wird Parteisprecherin für die harmlosen Bereiche wie Kinder und Kultur. Als ihr Parteichef Andrew Little wegen mangelnder Zustimmung im Volk zurücktritt, übernimmt sie dessen Amt und wird im Eiltempo zur Galionsfigur der Labour-Partei. Am 26. Oktober 2017 wird sie Premierministerin, am 15. Februar 2019, dem düstersten Tag in Neuseelands jüngerer Geschichte, zu einer Lichtgestalt.

«Frauen sind grundsätzlich anders als Männer»

Mario Barth ist der erfolgreichste Komiker Europas, vielleicht sogar der Welt. Bei einem Gespräch um Mitternacht in seiner Garderobe spricht er über die zunehmende Humorlosigkeit, sein Fernduell mit Harald Schmidt und erklärt, wie man die Herzen der Frauen erobert. *Von Rico Bandle*

Entspannt sitzt Mario Barth im Schneidersitz in der riesigen Garderobe der Fraport Arena in Frankfurt. Es ist Freitag, 23.15 Uhr, die Show vor 5000 Zuschauern in der ausverkauften Halle ist vor wenigen Minuten zu Ende gegangen. Er müsse noch rasch ein Bild von der Show auf Instagram posten, sagt der Komiker entschuldigend.

Das ist er also, der Mann, der jedes Stadion füllt, der in den letzten neunzehn Jahren vor 7,7 Millionen Leuten aufgetreten ist – mehr als jeder andere Komiker der Welt – und dessen Shows auf dem Privatsender RTL Topquoten erreichen.

Mario Barth ist ein Phänomen. Die Masse liebt ihn, für viele Kritiker hingegen ist er der Inbegriff der niveaulosen Comedy, manche werfen ihm auch Sexismus vor, obschon das Publikum mehrheitlich aus Frauen besteht. Seine Programme drehen sich hauptsächlich um das Thema Mann-Frau, sie tragen Titel wie «Männer sind primitiv, aber glücklich!» (2006), «Männer sind bekloppt, aber sexy!» (2015) oder derzeit: «Männer sind faul, sagen die Frauen!»

Auch an der Vorstellung in Frankfurt zeigt sich: Während der ganze Saal lacht – weil sich die Leute in der Situationskomik wiedererkennen, weil Energie und Timing perfekt passen, weil seine Pointen enorm treffsicher sind –, versuchen die wenigen Journalisten auf den Presseplätzen angestrengt, jede Mundzuckung zu unterbinden. So etwas hat man nicht lustig zu finden.

Wenn man dann direkt vor ihm steht, wirkt er schwächer als am Bildschirm oder auf der Bühne. Aber doch durchtrainiert. Das muss er auch sein. Was Barth macht, ist Hochleistungssport. Knappe drei Stunden hat er eben das Publikum unterhalten, ganz allein auf der Bühne. Später in dieser Nacht fährt er noch 200 Kilometer nach Köln, wo am folgenden Abend bereits die nächste Vorstellung ansteht, diesmal in einer doppelt so grossen Halle, vor 10 000 Zuschauern.

Trotzdem nimmt er sich über eine Stunde Zeit für ein Gespräch, bis weit nach Mitternacht.

Nach knapp zwanzig Jahren füllen Sie noch immer jede Halle. Staunen Sie manchmal über sich selbst?

Je bedrückender das Umfeld ist, mit schlechten Nachrichten, desto mehr haben die Leute Lust, rauszugehen, sich

abzulenken. Ich war gestern bei Herbert Grönemeyer in Berlin. Sensationell, geiles Konzert, geiler Typ, auch dort war die Halle voll. Respekt.

Kein Komiker hat so viel Erfolg wie Sie, dafür kriegen Sie nie den Salzburger Stier.

Salzburger Stier? Was ist das?

Der wichtigste Kabarettpreis im deutschsprachigen Raum.

Ah, Kabarett. Ich bin ja deren Feind, ich mache kommerzielle Comedy. Diese Feindschaft ist aber eine einseitige. Ich habe nichts gegen das politische Kabarett, im Gegenteil. Einen Florian Schroeder finde ich toll, Dieter Nuhr hat den Spagat zwischen Comedy und Kabarett perfekt geschafft.

Für Intellektuelle sind Sie eine Reizfigur. Erst kürzlich sagte Harald Schmidt in einem Interview mit einer Schweizer Zeitung: «Erstaunlich, dass der davon leben kann. Wenn der Luft holt, kenne ich schon

«Wenn sich ein Mensch dafür entscheidet, divers oder vegan zu sein, ist mir das schlicht egal.»

die Pointe.» Ihren Namen hat er nicht genannt, aber es war ziemlich klar, wen er wohl gemeint hat.

Ich glaube, dass ab einem gewissen Alter eine gewisse Verbitterung einsetzt. Das war bei Dieter Hildebrandt nicht anders. In einem Interview bezeichnete er mich als «abgrundtief dumm». Es gab dann noch das Interview in voller Form, wo drinsteht, dass Frau Hildebrandt genau zu jenem Zeitpunkt mit zwei Tassen Tee ins Zimmer kam und ihrem Mann widersprach: «Nein, Dieter, das ist er nicht: Der macht Stadien voll, so dumm kann er nicht sein, du schaffst das ja nicht.»

Haben Sie Harald Schmidt schon einmal getroffen?

Witzigerweise noch nie. Dabei habe ich früher keine Sendung von ihm verpasst.

Wirklich?

Ja, ich war ein grosser Fan. Aber mittlerweile ist er mir ziemlich egal. Beim «Traumschiff» ist er echt unterirdisch, er ist einfach kein Schauspieler. Aber das ist meine persönliche Meinung. Ich glaube, dass er irgendwann einfach gelangweilt war. Dann hat er eine Sendung komplett mit dem Rücken zum Publikum gemacht und eine

ganz auf Französisch. Ich glaube, da wollte er nur noch rausfinden, wie lange dies der Sender mitmacht. Aber wenn der mich blöd findet, so ist das nicht wirklich schlimm, damit kann ich leben.

Trotzdem stellt sich die Frage: Weshalb muss jeder, der etwas auf sich hält, Mario Barth schrecklich finden? In den angesehenen Feuilletons finden sich nur Verrisse. Liegt's am Erfolg?

Jeder, der erfolgreich ist, eckt an. Weil er aus der Norm fällt. Menschen haben grundsätzlich Angst vor dem, was sie nicht kennen. Immer. Die Hälfte meines Freundeskreises besteht aus Deutschtürken, geile Typen, die besseres Deutsch sprechen als ich. Vor denen hatte man auch Angst. Facebook, Instagram: Teufelszeug! Alles, was man nicht kennt, bekriegt man. Als ich erfolgreich wurde mit einem sehr bodenständigen Programm, fanden einige Kritiker, mein Humor sei zu einfach. Jetzt frage ich aber: «Was magst du lieber, kompliziert oder einfach?» Da sagt jeder: «Einfach!» Die Kaffeemaschine muss einfach sein, der Fernseher. Bei meinem Fernseher schaffe ich es nicht einmal, die Sender umzustellen. Ich find den total blöd. Wäre er einfach, fände ich ihn toll. Es gibt Journalisten, die über mich schreiben, die haben das Programm noch nie gesehen.

Richtig absurd wurde es, als Ihnen wegen Ihrer Popularität rechte Gesinnung unterstellt wurde. Sie haben dann anhand Ihrer Familiengeschichte den Vorwurf entkräftet. Ist es nicht entwürdigend, dass man eine jüdische Grossmutter präsentieren muss, um zu beweisen, dass man kein Nazi ist?

Verrückt, nicht? Ich habe meine Familiengeschichte nie öffentlich gemacht, weil es nichts mit der Sache zu tun hat. Es müsste doch völlig egal sein, woher jemand kommt oder zu welchem Geschlecht er sich hingezogen fühlt. Ich unterscheide nur zwischen netten und blöden Menschen. Es hat mich getroffen, als mir gewisse Medien rechte Gesinnung vorgeworfen haben. Ich bin dann lange ruhig geblieben, auch auf Anraten meines Managements. Aber die Sache ist mir wichtig. Einige Journalisten schreiben etwas über mich, ohne mich zu kennen, ohne mit mir zu reden. Ich bin ein offener Mensch; wenn ich mir über eine Person eine Meinung bilden will, dann spreche ich mit ihr.

Was Sie suspekt macht: Sie kümmern sich um die Mehrheit, um Beziehungen zwi-



«Jeder, der erfolgreich ist, eckt an»: Komiker Barth, 46.

schen Mann und Frau. Nicht um Homosexuelle, nicht um Transgender. In unserer auf Minderheiten fixierten Gesellschaft ist dies eine Provokation.

Darüber haben wir uns in meiner letzten Fernsehsendung unterhalten. Seit Anfang Jahr, glaube ich, gibt es in Deutschland ja nicht mehr nur Mann und Frau, sondern auch «divers». Eltern können mit der Geschlechtszuteilung warten, bis das Kind alt genug ist, um selber zu entscheiden. Laut Statistik betrifft das sehr wenige. Ähnlich wie bei den Veganern. 0,8 Prozent der Bevölkerung in Deutschland sind vegan. 99,2 Prozent der Bevölkerung sind nicht vegan. Und wir machen ein Riesentatam um dieses Thema! Ich beschäftige mich auf der Bühne weiterhin mit dem Mann-Frau-Thema, nicht mit Mann-Frau-«divers». Das heisst nicht, dass ich etwas gegen diese Menschen habe. Wenn sich ein Mensch dafür entscheidet, divers oder vegan zu sein, ist das sein gutes Recht, mir ist es schlicht egal.

Haben wir in unserer Gesellschaft ein Problem mit dem Humor?

Ja. Wenn ich gleichzeitig politisch korrekt bin und sozialkritisch, dann lese ich Nachrichten. Dann bin ich kein Komiker. Wenn man aber Komik macht – Humor, Ulk, Comedy, nennen Sie es, wie Sie wollen, von mir aus auch Kabarett –, so ist das lustig, weil es frech ist. Das war schon immer so, auch bei den Hofnarren. Weil man Dinge sagt, die sich andere nicht zu sagen trauen. Wir haben aber nun die Situation, dass Komiker wie Joko und Klaas, die sich vor drei Monaten noch einen Fussball in die Eier geschossen haben, plötzlich in einer Fernseh-Talkshow sitzen und sagen, wir müssten politisch korrekter sein. Comedy kann nicht politisch korrekt sein, dann ist es nicht mehr lustig.

CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer (AKK) hat sich am Karneval über geschlechtsneutrale Toiletten lustig gemacht und einen Sturm der Empörung geerntet.

Ist das nicht schade? Alle meckern: «Die Politiker sind nicht volksnah, die Politiker sind alle so stupide, so spiessig, so alt.» Ich habe die Rede auch gesehen. Und gedacht: Ist das wirklich AKK, oder sieht die nur so aus? Meine Freundin sagte: «Das ist sie nicht.» Aber doch, sie war es. Und sie hat einen rausgeballert. Päng und paff! Ich fand das richtig lustig. Die Leute im Saal haben gelacht. Und wie! Das allein zählt. Auch bei uns in der Show, da ist alles vertreten: jede Schicht, jedes Milieu, Dicke Dünne, Mann, Frau, Kinder – ein Durchschnitt der Gesellschaft. Alle haben Spass. Und dann kommt jemand und sagt: «Das darf man nicht sagen, schon gar nicht die CDU-Chefin, die darf nicht lustig sein.»

Man warf ihr vor, sie habe eine Minderheit angegriffen.

»»



«Hört auf, so politisch korrekt zu sein»: Barth im Berliner Olympiastadion, 2014.

Immer ist gleich von Angriff die Rede. Wenn ich mich lustig mache über veganes Essen, dann wird daraus gleich ein Angriff auf die Veganer gemacht. Ich kenne keinen Veganer. In meinem Freundeskreis hat es keinen. Lehne ich Veganer ab? Nein, tue ich überhaupt nicht. Bloss, für mich wäre vegan keine Lösung. Nur weil ich Mercedes fahre, heisst das nicht, dass ich BMW schlecht finde. So wird das heute aber interpretiert. AKK war an einer Karnevalsitzung, man hat sie eingeladen, um lustig zu sein. Und sie hat abgeliefert! Aber es ist wie immer: Wenn du über Wasser läufst, dann schreibt der Kritiker, der dich blöd findet: «Aber zum Schwimmen war er zu doof.» Das war immer schon so, aber es wird immer schlimmer.

Stark von AKK war, dass sie sich danach nicht wie üblich bei jenen entschuldigte, die sich durch ihre Worte verletzt gefühlt haben könnten, sondern im Gegenteil voll zu dem stand, was sie gemacht hatte.

Das brauchen wir doch! Wenn man eine Meinung hat, dann muss man dazu stehen. Und dann muss man die Kritik aushalten. Das ist der Grund, weshalb ich weiterhin Mann-Frau mache, auch wenn das manchem Kritiker nicht passt.

Auf der Bühne haben Sie die Antwort bereits gegeben, weshalb Sie auch nach vielen Jahren beim Thema «Mann-Frau» bleiben: «Weil es Spass macht.» Mehr gibt es dazu wohl auch nicht zu sagen.

Genau. Es macht Spass. Die Leute sind nun auf dem Heimweg, stehen im Stau, die Zu- und Abfahrt hier in Frankfurt ist echt eine Katastrophe. Aber die Fans hatten einen schönen Abend. Wie wenn ich gut essen gehe mit netten Leuten. Dann fahre ich auch mit einer guten Laune nach Hause. Steh ich dann im Stau, sage ich: «Stört mich nicht.» So erleben es die Leute. Warum soll ich das ändern, bloss weil einige

wenige Kritiker finden: «Das Mann-Frau-Thema ist abgegriffen. Der soll mal etwas Neues machen.» Ich gehe doch auch nicht zu BMW oder Mercedes und sage, das habt ihr jetzt lange genug gemacht mit dem Lenkrad, macht doch mal was Neues. Warum denn? Ist doch wunderbar so!

Sie sind in einfachen Verhältnissen in Berlin-Kreuzberg aufgewachsen, waren in einer katholischen Privatschule und Messdiener. Wie hat Sie das geprägt?

Wenn man fünf Geschwister hat und in der Mitte steht, so lernt man, sich durchzusetzen. Das geht gar nicht anders. Du musst dir eine Strategie überlegen, sonst gehst du baden. Ich habe mich dafür entschieden, extrovertiert zu sein, lustig zu sein. Das hat mir grosse Freude bereitet. Und tut es auch heute noch. Wenn wir nach der Show zusammensitzen, erzähle ich lustige Geschichten. Mein Freundeskreis lacht plötzlich, das ist ein schönes Gefühl, da habe ich grossen Spass.

Katholizismus ist auch eine Art Showbusiness.

Ich war gerne Messdiener und bin noch immer bekennender Katholik, auch wenn ich



«Alle meckern»: Barth (3. v.l.) auf RTL.

einiges suspekt finde, was in der katholischen Kirche abläuft. Die katholische Schule, die ich besuchte, war strenger als eine normale, was mir aber nicht geschadet hat. Wenn du keine Leistung erbracht hast beim Schulsport, so hast du keine Urkunde gekriegt. Heute bekommt jeder eine, weil man sagt, das sei sonst unfair. Mein Freund Dieter Nuhr hat mal eine tolle Nummer

«Egal, was kaputt ist, ich repariere es. Das finden Frauen toll.»

gemacht über die so ungerechte, unfaire Welt. Am Ende sagte er: «Warum prägt man nicht einfach 83 Millionen Goldmedaillen und gibt jedem Bundesbürger eine, auch den Doofen, die die 100-Meter-Bahn gar nicht finden?» Ich habe so gefeiert, als ich das gehört habe. Ja, das Leben ist manchmal nicht gerecht! Die Welt ist unfair. Aber ich bin überzeugt: Hätte ich damals alles gekriegt, hätte ich reiche Eltern gehabt, hätte ich heute längst nicht den Erfolg. Dann musst du ja gar keinen Ehrgeiz aufbauen, du hast ja alles.

Sie haben Elektriker gelernt, waren ein Jahr lang Surflehrer auf Fuerteventura, wurden dann zum erfolgreichsten Komiker Europas. Wie haben Sie das geschafft?

Ich habe sehr viel gearbeitet, habe anfangs 300 Shows pro Jahr gemacht, teilweise unter Ausschluss der Öffentlichkeit mit weniger als zehn Zuschauern. Aber mir war von vornherein klar, was ich will. Ich bin ein sehr disziplinierter Mensch, sehr fleissig, analysiere alles, weil ich relativ früh erkannt habe, was meine Aufgabe ist: Menschen zu unterhalten.

Haben Sie manchmal Zweifel?

Nein, nie. Ich arbeite jeden Tag. Die Zauberformel ist: Es macht mir echt Spass.

Nehmen Sie den heutigen Abend. Normalerweise ist die Show um 22.15 Uhr fertig, heute erst um 23.05 Uhr. Es war so schön! Sollten wir nicht mehr solche Abende haben? Nicht unbedingt mit mir, sondern allgemein: Wir sollten mehr schöne Abende haben, mit Freunden, mit denen wir lachen können.

Sie sind schon im Berliner Olympiastadion aufgetreten, vor 70 000 Leuten.

Den stärksten Moment habe ich DJ Bobo zu verdanken. Er sagte mir, ich solle zu Beginn der Show einfach dastehen, dreissig Sekunden lang, eine Minute. «Geniess den Moment, du bist der einzige Comedian der Welt, der ein ganzes Stadion füllt», sagte er. Ich dachte, ich kann das nicht, ich muss sofort loslegen. Aber ich habe es genau so gemacht. Ich stand da, ganz alleine, blickte nur auf die 70 000 Leute, die alle wegen mir gekommen waren. Bis heute, wenn die Leute die DVD sehen, sagen sie: «Weisst du, was das Geilste war? Als du dort oben standst.» Meine Freundin hat jetzt noch Tränen in den Augen, wenn sie das sieht. Auch international wurde dies beachtet. Ich bin sehr gut mit Kevin James und Adam Sandler befreundet, auch mit Sylvester Stallone – ich kenne viele internationale Stars über meinen Tätowierer, der ein Celebrity-Artist ist. Stand-up-Comedy hat einen hohen Stellenwert in den USA. Kevin James ist nervös und schüchtern, wenn er mich trifft. Ich sage: «Du bist der Star, du hast grosse Hollywood-Filme gemacht.» Er sagt: «Nein, den Kinofilm macht jemand anderes, und ich spiele mit. Du stehst da alleine.»

Siebzig Prozent der Karten für Ihre Shows werden von Frauen gekauft. Haben Sie eine Erklärung dafür?

Frauen sind charakterlich grundsätzlich anders als Männer. Darüber schreibe ich gerade ein Buch. Eine Frau ist eine Frau, ein Mann ist ein Mann. Der grosse Fehler ist, dass wir die Geschlechter zusammenpacken und sagen, ein Mann muss wie eine Frau denken und eine Frau wie ein Mann, sonst verstehen wir einander nicht. Das geht aber nicht. Frauen haben zum Beispiel etwas, was wir Männer nicht haben: Eigenhumor. Sie sind fähig, über sich selbst und ihre Schwächen zu lachen. Die sitzen in meinem Programm und sagen: «Genau so bin ich. Woher kennt der mich? Das ist lustig, da hat er mich jetzt voll erwischt!» Während ein Mann tendenziell eher sauer reagiert und sagt: «So bin ich ja gar nicht.» Deshalb kaufen die Frauen die Karten.

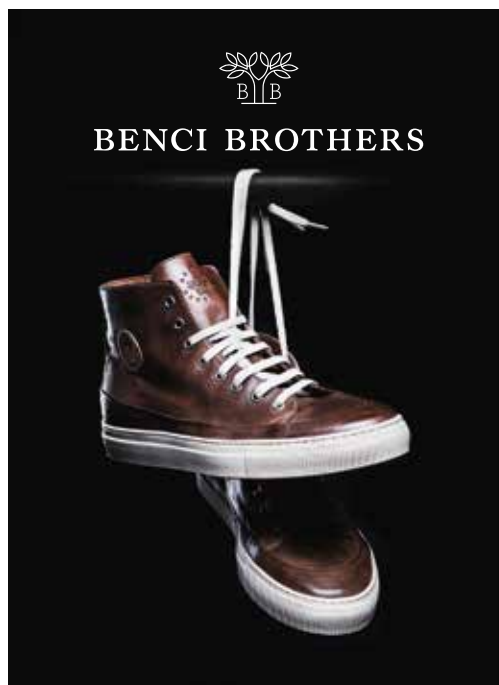
Es hat aber auch viele Männer im Publikum, die lachen auch.

Die werden von ihren Frauen mitgenommen. Klar, viele sehen mich auch gerne, die

finden mich nett, lustig. Aber meistens geht der Besuch von der Frau aus. Von den 30 Prozent Männern, die eine Karte kaufen, tun das wohl die meisten mit dem Zweck, der Frau einen Gefallen zu tun. Die grosse Mehrheit des Publikums besteht aus Paaren, dann hat es einige Frauengruppen, reine Männergruppen hat es praktisch keine.

In ihrem letzten Programm sagte die Schweizer Komikerin Hazel Brugger: «Wenn ein Mann eine Frau mit Humor sucht, dann eine, die über seine Witze lacht. Wenn eine Frau einen Mann mit Humor sucht, dann einen, der ihr Witze erzählt.»

Das stimmt. Weil wir Männer gerne im Vordergrund stehen. Der Mann hat, durch sein Testosteron, durch sein Mannsein, eine grosse Klappe und möchte die Frau beschützen, das ist ein Urinstinkt. Der Mann ist in der Regel der Aufschneider. Ich hab ja die Nummer mit dem Sex in der Sauna.



Der Mann prahlt von einer Stunde, eineinhalb, so lange habe der Sex gedauert. Was natürlich reine Angeberei ist. Die Frauen kennen die Wahrheit, aber sie sind charmant und sagen nichts. Jeder hat schon die Erfahrung gemacht: Der Mann behauptet, er mache Sport, und die Frau denkt sich nur: «Wann denn?»

Wenn man eine Frau zum Lachen bringen kann, hat man sie gewonnen?

Absolut. Platz eins bei der Präferenz der Frau ist nicht sein Geld oder sein Aussehen, sondern dass sie mit dem Mann und über das, was er macht, lachen kann. Dann hat man die halbe Miete im Sack. Wenn Sie meine Freundin fragen, was sie an mir so toll findet, antwortet sie: «Der Alte ist einfach ein lustiger Kerl.» Wir lachen sehr viel. Und das Zweite: Ich bin handwerklich be-

gab. Egal, was kaputt ist, ich repariere es. Das finden Frauen toll.

Die Tendenz, dass Männer immer mehr auf ihre Schönheit achten, sich schminken und die Augenbrauen zupfen, geht einher mit der zunehmenden Humorlosigkeit in der Gesellschaft. Wenn die Männer nicht mehr lustig sind, müssen sie sich schönmachen und ins Fitnesscenter gehen.

Das kann ich bestätigen. Trennungsgrund Nummer eins: Der Typ ist langweilig. Er packt nicht mehr an, er ist nur noch am Massregeln, unternimmt nichts mehr. Deshalb verliebt sich eine Frau in einen anderen Mann? Weil sie sieht, wie bei anderen am Tisch gelacht wird, wie lustig sie es dort haben. Deshalb sage ich: «Geht mit eurer Freundin essen, habt Spass, ladet Leute ein.» Das ist manchmal anstrengend, das braucht Energie. Aber von nichts kommt nichts. Drei Dinge sind zentral: Der Mann muss für die Frau da sein, wenn es brenzlig wird, er muss lustig sein, und er muss Freunde haben.

Freunde haben?

Ja, ein Mann, der keinen guten Freundeskreis hat, ist Frauen suspekt. Das ist meine Erfahrung. Macht man einen Grillabend und da kommen gute Leute, so weiss die Frau: Wer solche Freunde hat, kann nicht so schlecht sein. In meinem letzten Programm habe ich gesagt: «Wir müssen wieder bekloppter werden.» Jetzt sage ich: «Hört auf, so politisch korrekt zu sein.» Man muss nicht alles so ernst nehmen, dann macht das Leben mehr Laune.

Das tönt alles so einfach...

Ich habe zu Silvester einige Freunde eingeladen, und wir haben gemeinsam den Vorsatz gefasst: «Lasst uns das geilste Jahr machen!» Nächsten Silvester werden wir uns fragen: Haben wir es geschafft? Wenn nicht, müssen wir es noch besser machen. Lasst uns weniger meckern, lasst uns ruhiger sein, lasst uns Zeit nehmen für den Freundeskreis.

Nun sind drei Monate durch. Funktioniert es?

Ja, absolut. Wenn wir gemeinsame Ferien planen, so ziehen wir es durch und schieben es nicht auf. Klar, auch ich bin manchmal müde. Jetzt ist ja auch schon Viertel nach zwölf, und ich muss noch nach Köln fahren. Aber das ist doch ein geiles Gespräch! Und wenn doch mal etwas blöd ist, so kompensieren wir es halt. Machen eine Party. Viele fragen dann: Was gibt es zu feiern? Hat jemand Geburtstag? Als ob es immer einen Grund braucht. Nein, es braucht keinen Grund! Wir feiern einfach.

Mario Barth: Männer sind faul, sagen die Frauen.
29. März, Hallenstadion Zürich

Bestellen Sie die attraktivsten Abo der Schweiz!

Gültig nur bis 30. November 2019!

PILATUS
LUZERN

Sofort-Gewinn!

Gewinnen Sie 1 von 20 unvergesslichen Nächten auf dem Pilatus!

Inkl. Berg- und Talfahrt, Willkommensapéro, 4-Gang-Dinner am Abend, Übernachtung im Hotel Pilatus-Kulm *** Superior für 2 Personen, Reichhaltiges Frühstücksbuffet

Gleich Gewinn prüfen:
www.presseshow.ch



Sonntagszeitung
8 Wochen Fr. 20.–
statt Fr. 48.–

NZZ am Sonntag
3 Monate Fr. 26.–
statt Fr. 78.–

Schweiz am Wochenende
10 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 36.–*

Tages-Anzeiger
5 Wochen Fr. 20.–
statt Fr. 77.50

Neue Zürcher Zeitung
3 Monate Fr. 71.–
statt Fr. 213.–

Finanz und Wirtschaft
5 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 68.75*

Schweizer Bauer
3 Monate Fr. 52.–
statt Fr. 108.–*



annabelle
4 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 36.80

Schweizer Familie
8 Wochen Fr. 20.–
statt Fr. 52.–

Tierwelt
12 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 72.–*

Die Weltwoche
5 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 42.50*

Umbauen + Renovieren
4 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 34.–*

Kochen
4 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 39.20*

wir eltern
3 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 36.–*

natürlich
4 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 39.20*

SPICK
2 Monate Fr. 19.–
statt Fr. 25.–*

YOGA! Das Magazin
3 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 37.50*

Das Ideale Heim
4 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 40.–*

DAS EINFAMILIENHAUS
4 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 36.–*



HÄUSER MODERNISIEREN
4 Ausgaben Fr. 27.–
statt Fr. 36.–*

RAUM UND WOHNEN
4 Ausgaben Fr. 30.–
statt Fr. 40.–*

WOHNMOBIL & CARAVAN
5 Ausgaben Fr. 35.–
statt Fr. 42.50–*

wohnrevue
4 Ausgaben Fr. 29.–
statt Fr. 48.–*

Bergwelten
3 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 27.–*

FIT for LIFE
3 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 37.50*

PCtipp inkl. ESET Internet Security
6 + 1 Ausgaben Fr. 28.–
statt 34.–

Inkl. E-Paper resp. Digital-Abo
* Im Einzelverkauf

Ich profitiere vom Sonderangebot und bestelle folgende Abonnemente.

Dabei nehme ich automatisch an der Verlosung teil.

Zeitungen

- Finanz und Wirtschaft
- Neue Zürcher Zeitung
- NZZ am Sonntag
- Schweiz am Wochenende
- Schweizer Bauer
- Sonntagszeitung
- Tages-Anzeiger

Zeitschriften

- annabelle
- Bergwelten
- DAS EINFAMILIENHAUS
- Das Ideale Heim
- Die Weltwoche
- FIT for LIFE
- HÄUSER MODERNISIEREN
- Kochen
- natürlich
- PCtipp inkl. ESET Security
- RAUM UND WOHNEN
- Schweizer Familie
- SPICK
- Tierwelt
- Umbauen + Renovieren
- wir eltern
- wohnrevue
- YOGA! Das Magazin

Meine Adresse

Name: _____

Vorname: _____

Strasse/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

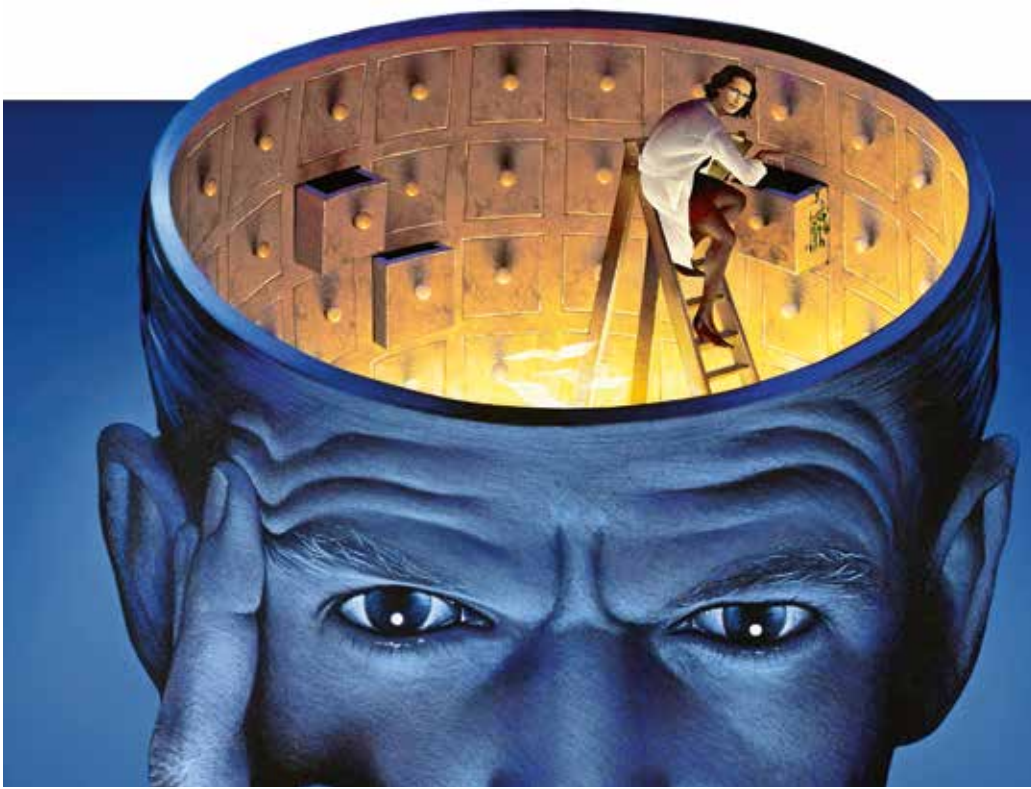
Telefon: _____

E-Mail: _____

Ich nehme nur an der Verlosung teil. Bitte teilen Sie mir mit, ob ich gewonnen habe.

Falls Sie gerade über keinen Internetzugang verfügen, bitte Antwortkarte retournieren an: **SCHWEIZER MEDIEN, Presseshow, Postfach, 8099 Zürich**

Einsendeschluss: 30. November 2019, Angebot nur in der Schweiz und für Neuabonnenten gültig. Probeabo oder Abo inkl. 2,5 % MwSt. Der Gewinn wird nicht bar ausbezahlt. Über dieses Gewinnspiel wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmebedingungen siehe unter: presseshow.ch.



Neue Wege in die Zukunft.

Gesellschaft

Plädoyer fürs Verdrängen

Heute gilt in der Psychologie die Devise: Alles sollte aufgearbeitet werden, sonst wird es früher oder später zur Belastung.

Ist das wirklich so? *Von Cristina Staub*

Unser Gehirn besteht aus Nervenzellen, die über Synapsen miteinander verbunden sind. Beim Lernen von Sachwissen oder Erwerb von sensomotorischen Fähigkeiten werden die Synapsenverbindungen verstärkt, beim Vergessen und Verlieren der Fähigkeiten schwächen sich diese Verbindungen ab.

Je häufiger etwas repetiert wird, sei es ein Faktenwissen oder ein sensomotorisches Können, desto schneller und zuverlässiger arbeiten diese Verbindungen. Nach stunden- und tagelangem Üben von Kopfrechnen ist es möglich, immer schwierigere Aufgaben immer rascher zu lösen, und dank geduldigem Wiederholen von komplexen Bewegungsabläufen führen wir diese immer geschwinder und geschickter durch.

Auch die Erinnerung an persönliche Erlebnisse ist uns umso präsenter, je häufiger wir uns mit ihnen befassen. Für unser Glücksempfinden ist es gesund, möglichst oft von guten Ereignissen zu erzählen und die schönen Erfahrungen wieder aufleben zu lassen. Dabei werden Glückshormone ausgeschüttet. Wenn wir hingegen stundenlang über unser Unglück klagen und weinen, werden mehr Stresshormone ausgeschüttet. Die Signalübertragung bei den Synapsen während des Gesprächs dauert höchstens Millisekunden, die Hormone hingegen bleiben länger im Blut und beeinflussen unsere Stimmung während Stunden nach dem Gespräch.

Während wir uns mit erfreulichen Dingen befassen, setzen wir uns gleichzeitig weniger intensiv mit betrüblichen Geschehnissen auseinander. Falls wir momentan keine angenehmen Vorfälle abrufen können, kann versucht werden, neue Pläne zu schmieden, welche positive Energien freisetzen. In einer Phase der Trauer sollen die traurigen Gedanken na-

Der Gesundheitszustand kann allein durch wenige verbale Impulse verschlechtert werden.

türlich nicht nur verdrängt und abgeblockt werden. Es soll aber gleichzeitig probiert werden, neue Wege in die Zukunft zu finden, um nicht gänzlich im schwarzen Loch verlorengzugehen.

Übermass an Mitleid

Natürlich ist eine sachliche Einschätzung von Problemen nötig, um diese verarbeiten und lösen zu können. Je nach Umständen werden die Ursachen des Unglücks wegen der Schönfärberei nicht erkannt und somit eine Verbesserung der Situation verunmöglicht. Blinder Aktionismus hemmt unsere nachhaltige Entwicklung.

Längst vergangene Begebenheiten jedoch können manchmal nicht zielorientiert aufge-

arbeitet werden. Folgender Witz wurde schon vor Jahrzehnten erzählt: Treffen sich zwei Kollegen, fragt der eine: «Du gingst doch wegen deines Bettnässens zur Psychoanalyse. Nächst du nun nicht mehr ein?» – «Doch, aber ich weiss jetzt, warum.»

Wenn sich jemand beklagt, in der Kindheit das Neinsagen nicht gelernt zu haben, braucht es weit mehr als Ursachenforschung und Mitgefühl beim Üben, zukünftig Grenzen zu setzen (unabhängig davon, ob die Grundaussage bezüglich Kindheit überhaupt stimmt oder nicht). Da sind neue Verhaltensstrategien erforderlich.

Empathie und Verständnis sind wichtig für eine Behandlung. Aber es kann auch ein Übermass an Mitleid geben: Wenn in einem Experiment mit neuropsychologischen Tests eine Versuchsgruppe Bestätigung erhält, dass die sogenannte Fatigue (ein Erschöpfungssymptom) positiv ist, steigert sich ihre Fatigue und sinkt ihre neuropsychologische Leistungsfähigkeit signifikant stärker als in der neutralen Kontrollgruppe. Der Gesundheitszustand kann also allein durch wenige verbale Inputs verschlechtert werden. Für einen Heilungsprozess braucht es einen Balanceakt zwischen Mitleid und neuen Erwartungen. Dieser Balanceakt wird durch viele Faktoren beeinflusst. Die Aspekte der nonverbalen Kommunikation sind dabei auch sehr ausschlaggebend, oft aber schwieriger zu erfassen.

Krisen bewältigen

Es werden zwar noch Psychoanalysen durchgeführt, aber in den meisten Psychotherapien und Beratungsstellen wird eklektisch vorgegangen und zusätzlich gemeinsam nach neuen Strategien gesucht. In nördlichen Ländern Europas wird neben den längst anerkannten Aktivierungstherapien schon seit einigen Jahren der Körper mit einbezogen, in der Schweiz folgen wir diesen Erkenntnissen: Psyche und Physis bilden eine funktionelle Einheit, beeinflussen einander gegenseitig. Durch körperliche Therapien wie Bewegungstherapien, Wahrnehmungsschulungen, den Erwerb von Entspannungstechniken und Schlafverbesserungen wird auch das psychische Befinden verbessert.

Damit das Vergessen gelingt, ist das richtige Umfeld zentral. Menschen, die ihren ganzen Lebensinhalt verlieren, finden sonst nur schwierig wieder Boden unter den Füßen. Mit dem Verlust von gewohnten Beschäftigungen, zwischenmenschlichen Beziehungen und der «heimatlichen» Umgebung vermindert sich die Resilienz, also die Fähigkeit, die Krise zu bewältigen. Falls diese Personen wieder einen geregelten Tagesablauf haben mit einer sinnvollen Beschäftigung, einem unterstützenden sozialen Umfeld und einem wohligen Zuhause, gelingt der Neuanfang am ehesten.

Populist unter den Philosophen

Diogenes war ein Bürgerschreck und Aussteiger. Einige seiner Tabubrüche gingen selbst nach unseren Massstäben zu weit. Von Kurt Steinmann

Sicher würde sich Diogenes (ca. 412–323 v. Chr.), wäre er in unser Zeitalter versetzt, pudelwohl fühlen. Das heisst nicht, dass er sich wie ein Schosshündchen streicheln liesse, vielmehr bezeichnete er sich als bissige Dogge. Als «abenteuerlich böses Maul», wie ihn Jacob Burckhardt nannte, würde er mit giftigem, schwarzem Humor und freimütigem Spott seine Kritik an der Zivilisation vortragen. Es würde ihm höchste Lust bereiten, all die falschen Ismen unserer Welt zu entlarven, unsere Dogmen, Doktrinen, Orthodoxien und Mythologien unter Gelächter zu zersetzen, unsere Konventionen, sinnentleerten Rituale und fraglos hingenommenen Bevormundungen auf ihren Sinn hin abzuklopfen.

«Zurück zur Natur!»

Nicht nur sein breites Aktionsfeld würde ihn begeistern. Er nähme auch mit freudigem Erstaunen wahr, dass sich manches von dem, was er kühn als Alternativen aufgezeigt hatte, verwirklicht hat: bei den Hippies, Grünen, Konsumverweigerern, Aussteigern, Staatsverdrossenen und Kirchenflüchtigen, Naturaposteln und Autonomen. Diogenes, der berühmte Philosoph aus dem alten Griechenland, scheint ihr Ahnherr zu sein. Gehe es nun um den konsequenten Ausstieg aus der Zivilisation, den radikalen Vorrang der Selbsterfahrung vor der Moral, die Weigerung, sich durch Staat und Gesellschaft weiterhin in die Pflicht nehmen zu lassen, die Ablehnung der etablierten Kultur, des Besitzes, des bürgerlichen Wohllebens und die Betonung von Bedürfnislosigkeit, Autarkie und Autonomie.

Besonders die Blumenkinder der Hippie-Zeit hätten es Diogenes angetan. Mit ihm verbunden im anarchischen Grundkonsens, lehnten sie die herrschende Sexualmoral mit Familie und Kindern ab, lebten die geschlechtliche Libertinage und verteidigten die frei gelebte Homosexualität. Wie er sahen sie die ganze Welt als ihr Vaterland an – «Ich bin Kosmopolit», antwortete Diogenes auf die Frage nach seinem Heimatort –, und ihr Ausdrucksmedium war wie das seine die manchmal heitere, öfter schamlose Provokation. Beider Credo lautete: «Zurück zur Natur!» Dort allein finde der Mensch wahre Freiheit. Diogenes wie die Flower-Power-Generation erprobten neue Existenzformen und bekamen die Repression der Herausgeforderten zu spüren.

Auch die philosophischen Strömungen der sechziger und siebziger Jahre – der Existenzialismus und die Frankfurter Schule – orientierten sich an ähnlichen Werten wie der erste Kyniker. Sie knüpften enge Bande zwischen Theorie und

Praxis, zwischen Reflexion und Existenz, wie schon Diogenes in der Nachfolge des Sokrates die Philosophie zu einer Disziplin der Immanenz machte, die auf Verbesserung der Lebensqualität abzielt. Diogenes verkörpert exemplarisch die Philosophie als gelebte Ethik.

Unser Bild von Leben und Lehre des Diogenes ist durch die Darstellung im sechsten Buch der Philosophenbiografien des Diogenes Laertios aus der Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts geprägt. Es ist die einzige erhaltene Schrift der Antike zur Philosophiegeschichte und daher sehr wertvoll. Aber diese «Vitae philosophorum» bieten nicht Philosophiegeschichte in einem neuzeitlichen, historisch-kritischen Sinn, sondern eine schwer entwirrbare Mischung von Kunde und Konstruktion, von Dichtung und Wahrheit. Die Informationen darin kleiden sich mit Vorliebe in die Form der Anekdote. Viele Diogenes-Anekdoten sind schlicht erfunden, andere lassen einen historischen Kern erkennen, wieder andere wirken authentisch, obwohl sich das nicht strikt beweisen lässt. Peter Sloterdijk warnt in seinem Kultbuch «Kritik der zynischen Vernunft» vor der Gefahr, den philosophischen Gehalt dieser fröhlichen Wissenschaft, die auf den *esprit de sérieux* verzichtet, zu unterschätzen, weil er sich «nur» anekdotisch tradiert hat.

In einem berühmten Diktum nannte Diogenes die Habsucht «die Mutterstadt allen Übels». Nichts hielt er für so korrumpierend wie Besitz. Darum führte er ein Leben äusserster Genügsamkeit: Die Nahrung bettelte er zusammen, was er besass, trug er auf und mit sich: einen Mantel aus grobem Tuch, einen Ledersack auf dem Rücken, einen derben Knotenstock. Diese zur Schau gestellte Anspruchslosigkeit trug ihm den Spitznamen «Hund» (*kyon*) ein, den er nicht nur bereitwillig annahm, sondern sogar als Ehrentitel für sich in Anspruch nahm. Die Ableitung der Bezeichnungen «Kyniker» und

Die «hündischen Philosophen» erhoben die Einfachheit zur höchsten Tugend.

«Kynismus» – daraus wird bekanntlich später mit gewandelter Bedeutung der «Zyniker» und «Zynismus» – scheint demnach evident, aber schon in der Antike gab es eine andere, weniger plausible Erklärung, nämlich die Herleitung vom Gymnasion Kynosarges, an dem Antisthenes, der angebliche Lehrer des Diogenes, unterrichtet haben soll.



Was kann Philosophie Besseres leisten?

Diogenes wurde 412 oder 403 vor Christus in Sinope, einer florierenden Handelsstadt an der Südküste des Schwarzen Meers, geboren. In seine ersten Lebensjahre fällt der politische, wirtschaftliche und moralische Zusammenbruch Athens als Folge der Niederlage im Peloponnesischen Krieg. An der Peripherie der hellenischen Welt werden die Auswirkungen dieses Erdbebens nur schwach verspürt worden sein. Über Diogenes' Kindheit, Jugend und frühen Mannesjahre wissen wir nichts. Hingegen erfahren wir, sein Vater sei ein leitender Funktionär in der sinopensischen Münzanstalt gewesen und wegen «Falschmünzerei» ausgewiesen worden.

Maus als Lehrmeisterin

Sein philosophisches Erweckungserlebnis verdankte er einer Maus. Sie lehrte ihn, dass die Unabhängigkeit von Luxusgütern angstfrei macht: «Als er eine Maus hin- und herlaufen sah, [...] die weder ein Lager suchte noch sich vor der Dunkelheit fürchtete oder auf irgendwelche angebliche Gaumenfreuden erpicht war, liess ihn dies einen Ausweg aus seiner misslichen Lage entdecken.»

Die Kyniker sahen in der animalischen Existenz eine für den Menschen höchstens annäherungsweise zu erreichende Autarkie. Sie verfügten zu Demonstrationszwecken in Schriften und



Kyniker Diogenes.

Aktionen über ein wahres Bestiarium, vom gepflühten Hahn über den Polypen bis zum masturbierenden Fisch. Die «hündischen Philosophen» erhoben die Einfachheit zur höchsten Tugend. Als Schlafplätze dienten Diogenes Tempel und Säulenhallen und jene Tonne im Metroon, im Heiligtum der Göttermutter Kybele, das zugleich als Staatsarchiv diente. Unter seiner Behausung haben wir uns nicht ein Fass aus Holz vorzustellen – das haben erst die Gallier erfunden –, sondern eine geräumige Amphore. Ob die Sache mit der Tonne historisch ist, bleibt zweifelhaft. Das tut nichts zur Sache. Die Wohnsituation spiegelt die gesellschaftliche Stellung: Diogenes war ganz Individuum und ganz öffentliche Person, er lebte allein und doch allen zugänglich inmitten Athens.

Die Reduktion auf die animalische Natur gipfelte in der Ablehnung des Feuers und dem Versuch, Fleisch roh zu essen. Mit dem Feuer seien nichts als Verweichlichung, Verfeinerung und Ausweitung der Bedürfnisse in die Welt gekommen. Mit dem Feuerbringer Prometheus – dem Kulturbringer par excellence – beginne der Niedergang des Menschengeschlechts. Diogenes wird damit zu einem Vorläufer moderner Kritik an Zivilisation und Technik.

In der Unterscheidung von Rohem und Gekochtem sah der Kyniker nichts als unreflek-

tierte Gewohnheit. Allerdings scheint Diogenes die Rohkost nicht recht bekömmlich gewesen zu sein. Einer der sich widersprechenden Berichte vermeldet, er sei, im Alter von neunzig Jahren, nach dem Verzehr von ungekochtem Tintenfisch von der Cholera befallen worden und an ihr gestorben. Nach einer anderen Version tötete er sich durch «Anhalten des Atems» selber. Lässt die erste Todesart Diogenes in seinem zentralen Anliegen der Bedürfnisminimierung auf das animalische Mass scheitern, so belässt ihm der zweite Bericht bis zuletzt seine Autonomie.

Ödipus' Vergehen als Lappalie

In seinem Anderssein wagte sich Diogenes in Bereiche vor, die selbst uns angeblich Tabulosen aufmerken lassen: Er rechtfertigte neben dem Kannibalismus auch den Inzest und onanierte in aller Öffentlichkeit. Denn Diogenes stellte sich im alten Widerstreit von Physis (Natur) und Nomos (Gesetz, Konvention) mit aller Entschie-

Die Institution Ehe vertrug sich nicht mit seinen Vorstellungen von Freiheit und Autarkie.

denheit auf die Seite der Physis. Verbote seien nichts als gesellschaftliche Willkür, Moral sei eine menschliche Konstruktion, die auf gesellschaftlichen Interessen beruhe, nicht auf unverrückbaren heiligen Gesetzen. Anthropophagie wie Inzest seien nicht universell mit einem Tabu belegt, sondern nur in Gesellschaften, die solche Verbote explizit erlassen. Er nannte Ödipus einen Toren, dass er sich wegen einer solchen Lappalie wie Inzest die Augen ausgestochen habe. Stattdessen hätte er den Inzest in Theben legalisieren sollen...

Sexualität war für ihn im Wesentlichen ein animalischer Trieb, der ohne Hemmung und falsche Scham auf der Stelle befriedigt werden sollte. Auch der Beischlaf wurde in kynischen Kreisen mitunter coram publico praktiziert: Krates schlief mit der populärsten Kynikerin Hipparchia in aller Öffentlichkeit. Die Sexualität ist ja diejenige Naturanlage des Menschen, die ihn am meisten in die Abhängigkeit anderer Personen treibt. Nun aber gab es für den Kyniker nichts Kostbareres als die Autonomie und Autarkie. Folglich wählte er jene Art von Bedürfnisbefriedigung, die ihm die grösste Selbstverfügbarkeit garantierte. Obwohl er nach einem Gedicht der «Anthologia Graeca» (V. 302) «sich Hymenaios mit den Händen sang», genoss Diogenes gelegentlich die Dienste berühmter Hetären, und zwar, wie es heisst, unentgeltlich. Lust wurde von den Kynikern nicht verurteilt, nur durfte sie die Freiheit nicht einschränken. Natürlich hat Diogenes nicht geheiratet, und er hat auch keine Kinder gezeugt. Die Institution Ehe vertrug sich nicht mit seinen Vorstellungen von Freiheit und Autarkie. Deshalb sprach er sich für die freie Liebe und gemeinsamen Kinderbesitz aus.

Mehrfach kam es zu Konfrontationen zwischen Alexander dem Grossen, dem künftigen Herrscher über die Welt, und Diogenes, dem Hund. Jedes Mal forderte der Machtlose den Machtgerigen mit Ironie und arroganter Provokation heraus. Die nach Sloterdijk «vielleicht bekannteste Philosophenanedkote aus der griechischen Antike» spielt in Korinth, wo sich Diogenes sommers aufzuhalten pflegte:

Als er im Kraneion, einem Hain und Ringplatz vor Korinth, ein Sonnenbad nahm, trat Alexander an ihn heran und sagte: «Erbitte von mir, was du willst», worauf er antwortete: «Geh mir aus dem Licht!»

Diese uns zuerst von Cicero in den «Tusculanen» überlieferte, historisch sicher nicht authentische Anekdote lässt die beiden extremen Repräsentanten von Macht und Geist aufeinandertreffen. Sie verkörpern zwei unterschiedliche Wege des Strebens nach Unabhängigkeit und Glück: Alexander sucht sein Ideal der Autarkie durch Erwerb von Macht und Reichtum, Diogenes durch die äusserste Einschränkung seiner Bedürfnisse zu erreichen. Bemerkenswert ist, dass der Mächtige den an äusseren Gütern Bedürftigen aufsucht und nicht umgekehrt.

Zeigt die Alexander-Anekdote die Konfrontation mit dem Vertreter der Macht, so veranschaulicht die folgende den Zusammenprall mit dem Volk. Sie hat wie nur zwei, drei andere das Bild des Diogenes bis in die Gegenwart hinein geprägt: Diogenes zündete bei Tag eine Laterne an und sagte: «Ich suche einen Menschen.»

Situationskomik und Obszönitäten

Der Auftritt mit der Laterne ist das Glanzstück seiner Aktionen als Philosophie-Clown. Eine Prise Kabarett findet sich in den meisten seiner Open-Air-Demonstrationen. Ihre Eigenart ist das «spudogeloion», die Mischung von Ernst-Moralischem und Lächerlich-Witzigem. Die grosse Mehrzahl der Diogenes-Anekdoten reizt mit komödianspezifischen Mitteln zum Lachen: mit Spott und Situationskomik, derben Prügeleien und witzigen Obszönitäten. Diogenes übernimmt gleichsam Funktionen der Alten Komödie, deren einst scharfe Messer im vierten Jahrhundert stumpf geworden waren. Im «berühmten, unflätigen Philosophen zu Athen», wie ihn ein philosophisches Wörterbuch aus dem Jahr 1616 nennt, fand Aristophanes einen späten, würdigen Nachfolger.

Diogenes ergötzt, stört und verstört uns noch heute. Was kann Philosophie Besseres leisten?



Bei diesem Text handelt es sich um eine gekürzte Fassung des Nachworts aus dem kürzlich erschienenen Bändchen «Denken mit Diogenes» (ursprüngliche Fassung: «Das Leben von Diogenes von Sinope», 1999), Diogenes-Verlag, übersetzt und herausgegeben von Kurt Steinmann.



Die Bibel

Ergrautes Haar

Von Peter Ruch

Vor ergraitem Haar sollst du aufstehen, und einen Alten sollst du ehren [...]. Und wenn ein Fremder bei dir lebt in eurem Land, sollt ihr ihn nicht bedrängen (Leviticus 19, 32 f.). Als ich vor Jahrzehnten jeweils in den Wintermonaten per Tram zur Arbeit fuhr, war in den holprigen Basler Tramzügen überall zu lesen: «Wär jung isch, stoht us Heeffligkait. Der Tramdiräggtter het das gsait.» Tatsächlich überliessen wir die Sitzplätze meistens den alten Fahrgästen. Nicht wegen des Tramdirektors, sondern weil es so üblich war. Erst später entdeckte ich, dass der Spruch einen biblischen Bezug hatte: Ergraute Haare stehen in der Bibel für das Alter, und das Alter steht einerseits für Schwäche und Hilfsbedürftigkeit. Nicht zufällig stellt die Thora an der zitierten Stelle die Alten neben die Fremden, welche ebenfalls zu den Schwächeren gehörten. Andererseits steht das Alter für Erfahrung und Weisheit. Führungspersonen heissen in der Bibel *presbyteros*, das bedeutet: älter. Die französischsprachigen Kirchengemeinden nennen ihre Räte bis heute *Conseil presbytéral*.

Das Alter begann in der Bibel spätestens mit vierzig Jahren. Umso mehr fällt auf, dass es unserer Kultur als unliebsam erscheint. In der Rubrik «Darf man das?» stellte Wäis Kiani klar, graue Haare seien genauso tabu wie Achselhaare. Graue Haare in einem natürlichen Ton zu färben, gehöre zur obligatorischen Körperpflege. Die Färbung lasse Frauen jünger erscheinen. Ich beobachte meistens das Gegenteil: von hinten der Eindruck einer jungen Frau, von vorne dann ein altes Gesicht, das durch die gefärbte Haartracht noch älter erscheint. Zwar hab ich nichts gegen die künstliche Haarfarbe. Angesichts des starken Trends frage ich mich bloss, ob sich dahinter die Herabsetzung einer Lebensphase verbirgt. Das wäre bedauerlich, wenn nicht gar beschämend. Denn jeder Mensch hat von Gott seine Würde, unabhängig davon, ob seine Erscheinung gefällig ist. Das Buch der Sprüche bietet die notwendige Gegenposition: *Graues Haar ist eine prächtige Krone* (16, 31).

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Verblüffende Aktualität: die Sisters-Brüder (Joaquin Phoenix, John C. Reilly, r.).

Kino

Narren aus dem Hinterland

Ein Franzose wagt sich an den totgesagten uramerikanischen Western und zeigt mit «The Sisters Brothers», wie lebendig die Gattung sein kann. Von Wolfram Knorr

Realismus war für Gerhart Hauptmann, Dramatiker des Naturalismus («Die Weber»), eine «leidliche Farbe»; Naturalismus aber «sieht sumpfig aus, sehr dunkel, sehr trostlos». Das amerikanische Volksmärchen, der Western, wurde in seiner besten Zeit durch die «leidliche Farbe» geprägt. Mit dem Spaghettiwestern, einer Pop-Art-Spielart, verlor er an Attraktivität und suchte im «Trostlosen», einer auf Historie pochenden Variante («The Great Northfield Minnesota Raid»), seine Rettung. Vergeblich. Zwar gab und gibt es immer wieder Reanimationsversuche, kommerziell aber chancenlos. Dass es nun ein Franzose wagte, nach dem Roman eines kanadischen Autors, mit Hollywood-Schauspielern der Oberklasse, einen Western zu drehen, ist verblüffend. Wie schwer es gewesen sein muss, lässt sich an der Zahl der Co-Produzenten ermesen, die im Vorspann die Leinwand füllen. Aber mehr als knapp 40 Millionen Dollar brachten sie nicht zusammen. Gedreht wurde in Rumänien und Spanien, in Almería, der Spielwiese des Italowestern.

Jacques Audiard, Drehbuchautor und Regisseur, liebt Grenzgebiete zwischen Fiktion und Wirklichkeit («Un héros très discret», «Un prophète», «Dheepan») und sah sie in Patrick De Witts vielgelobtem Roman «The Sisters Brothers». Im «Sumpf» des Naturalismus kämpfen die Auftragskiller Charlie und Eli Sisters für ei-

nen mächtigen wie mysteriösen *commodore*. In dessen Auftrag sollen sie den Chemiker Hermann Kermit Warm aufreiben, weil er eine Rezeptur raffiniert hat, die Gold im Fluss sichtbar macht. Mitte des 19. Jahrhunderts ist die Zeit des Goldrauchs, des Irrsinns, der puren Gier, der Amoral. Finster und trist verläuft die Odyssee der Sisters. Im Roman wird sie erhellt durch urkomische Dialoge und groteske Begegnungen, wie etwa mit dem Erfinder der Zahnbürste.

In der Verfilmung von Audiard, der mit seinem langjährigen Co-Autor Thomas Bidegain zusammenarbeitete, ist der Beginn wortwörtlich schwarz und desolat: Nur eine Stimme ist zu hören: «Wir sind die Sisters! Rauskommen!» Mündungsfeuer reißt die Nachtschwärze auf, ein schemenhaftes Farmhaus, Tote, eine lichterloh brennende Scheune. Audiard nähert sich aus der Dunkelheit dem Western, bis im Licht zwei verwahrloste Typen im Fokus sind. Sie entsprechen nicht den Lichtgestalten und Heldenposeuren à la John Wayne, sind nicht wortkarg, sondern hinterwäldlerische Quasselstripfen. Charlie (Joaquin Phoenix) und Eli (John C. Reilly) ähneln – wenn schon – jenen Shakespeare-Nebenfiguren wie Rosenkranz und Gildenstein, die im Schatten wirken statt im hehren Getümmel. Es gibt keine, wie sonst üblich, opulenten Landschaftspanoramen. Nur Enge und Dämmerlicht und eine tückische Natur,

die jedes Nachtlager gefährlich werden lässt. Die Sisters sind Narren aus dem Hinterland, Don Quijotes, die sich herumschlagen und immer zu spät kommen. Charlie säuft sich die Hucke voll, und Eli ist krank wegen einer Giftspinne, die er während eines Nachtlagers schluckte. Ihr Dasein hat was Bleiiges, das sie ins Schicksals-Unterholz zwingt und das sie mit Ballerinen und Gequatsche kompensieren. Einmal wird ein Fertighaus vor ihnen vorbeigezogen, das kurz darauf in der pulsierenden Stadt errichtet wird. Den Fortschritt erkennen sie nicht.

Auf der Suche nach dem Chemiker Warm, der interessanterweise vom muslimischen Rapper und politischen Aktivisten Riz Ahmed gespielt wird, treffen sie auf John Morris (Jake Gyllenhaal), der, auch im Auftrag des *commodore*, Warm in der Mangel hat. Der Chemiker, ein Mann der Zukunft, will eine bessere Gesellschaft gründen und einigt sich mit Morris und den Sisters-Brüdern, das Gold zu teilen, das sie mit seiner Methode ganz leicht aus dem Fluss fischen werden. Warm's Chemiebrühe funktioniert, ist aber höchst toxisch. Und weil Gier grösser ist als Vernunft, wird die Nebenwirkung unterschätzt.

«The Sisters Brothers» ist ein Western, der sich dem Genre ohne die typischen Rituale annähert. Seine rohe Fassung lässt ihn, kurios, sehr modern erscheinen. Durch die fiktive Story, an die Dramaturgie des Schelmenromans erinnernd, flackert verblüffende Aktualität. Die Gattung gehört nicht auf den Trödel. Die Frage ist nur, ob der Film ein breites Publikum findet. Zu wünschen ist es. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Closing Time — «Arbeitest du nur nachts, vergisst du, dass du einen Schatten hast», heisst es zu Beginn in Nicole Vögeles Dok-Film. Die gebürtige Oltnerin zeigt Menschen in Taipeh, der Hauptstadt von Taiwan, die nur nachts arbeiten. Ob in einer Imbissbude, einer Glücksspielanlage et cetera. Nichts wird kommentiert, und der Film entwickelt so einen erstaunlichen Sog. ★★★★★☆

Die Goldfische — Komödien mit Behinderten mäandern seit einigen Jahren auffallend durch die Lichtspielhäuser («Vielen Dank für nichts») und hinterlassen meist ein schales Gefühl. Auch die um den Banker Oliver (Tom Schilling), der



Kurzweilig: «Die Goldfische».

nach einem Autounfall als Querschnittgelähmter erwacht und in der Behinderten-WG «Die Goldfische» zu neuer Lust am Leben findet, spielt mit den typischen Eulenspiegel-Klischees, mit der Behinderte die Gesunden in Turbulenzen bringen. Da gelingt der Truppe dann eine Reihe von kurzweiligen Gags. ★★★☆☆

Pity — Die Kamera bleibt so stoisch, wie sich der namenlose Held (Yannis Drakopoulos) verhält: versteinert. Weil seine Frau nach einem Unfall ins Koma fällt, gefällt sich der Gatte, ein Anwalt, immer mehr in der Rolle des Bemitleidenswerten. Das wird für ihn geradezu zur Droge. Alle, Nachbarn, Freunde, Verwandte, sollen voller Mitleid um ihn herumschwirren. Funktioniert auch, doch dann erwacht die Frau wieder – er will aber seine Rolle trotzdem nicht aufgeben. Die schwarze Komödie des Griechen Babis Makridis läuft allerdings erst so richtig zur makabren Form auf, nachdem die Frau erwacht ist und wieder hat nach Hause dürfen. ★★★☆☆



Bis die Frau erwacht: «Pity».

Head Full of Honey — Das Original «Honig im Kopf» von Til Schweiger war ein Hit, sein US-Remake (mit Nick Nolte und Matt Dillon etc.) wurde in den USA zum gnadenlosen Flop. In Europa auch? ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	Mi obra maestra Regie: Gastón Duprat	★★★★★
2	Les chatouilles Regie: Andréa Bescond/Eric Métayer	★★★★★
3	The Old Man & the Gun Regie: David Lowery	★★★★★
4	Vice Regie: Adam McKay	★★★★★
5	On the Basis of Sex Regie: Mimi Leder	★★★★★
6	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★★
7	The Wife Regie: Björn Runge	★★★★★
8	Boy Erased Regie: Joel Edgerton	★★★★★
9	Sohn meines Vaters Regie: Jeshua Dreyfus	★★★★☆
10	Captain Marvel Regie: Anna Boden / Ryan Fleck	★★★★☆

Jazz

Alpentöne und Weltenräume

Von Peter Rüedi

Volksmusik, geht das Vorurteil, sei heimat-tümelnde Hege des *blumeten Tröglis*. Das ist, versteht sich, ein Irrtum. Klar heften sich an Jodel, Betruf und Ländler unterschiedlicher Herkunft, an Alphornchöre heimatliche Gefühle. Aber «tümlich» sind sie so wenig wie das Volk selbst. In Wahrheit ist Volksmusik grenzenlos, Verwandte des Alphorns finden sich bis in die Mongolei, und was wir, befeuert durch die Ekstasen von Schwing- und Jodlerfesten, für unser angestammtes folkloristisches Eigentum halten, ist in Wahrheit gemeinsames alpenländisches Kulturgut. An dem gibt es, entgegen gelegentlichen politischen Vereinnahmungen, kein Eigentumsrecht. Wie in der Märchentheorie ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass einzelne Motive und Traditionen nicht von einem Ort, von einem Kontinent zum andern gewandert, sondern unabhängig voneinander gleichzeitig nebeneinander entstanden sind.

Nichts anderes meint der Satz des weitgereisten norwegischen Saxofonisten Jan Garbarek, die exotischste Musik habe er in seinem eigenen Hinterhof gefunden. Volksmusik ist nicht «tümlich», und sie ist nicht gemütlich. Der Glarner Roland Schiltknecht, mit seinem Bruder Gabriel schon 1982 Gründer der Formation Schildpatt, ist in der Szene der unorthodoxen Volksmusik ein Pionier. Er ist ein Virtuose auf dem Hackbrett, das, zumal in der Kombination mit der Violine, in der Appenzeller Volksmusik ebenso unentbehrlich ist wie in der Zigeunermusik des Balkans.

Jetzt hat er in einem erstaunlichen Gesamtkunstwerk den Radius erweitert. Er trifft sich auf einem Album mit dem Titel «Magicada Tymbals» mit dem iranischen Hackbrettkünstler Alan Kushan auf dem persischen Santur. Die beiden obertonrauschenden Saiteninstrumente schaffen einen nach oben offenen Hallraum, zusammen mit einer tibetanischen Maultrommel und dem Cello von Raphael Zweifel, in welchem sich die beiden fabelhaften Jazzmusiker, der singende, swingende Bassist Heiri Känzig und der sehnsuchtstrunkene Melomane Matthieu Michel, auf dem Flügelhorn entfalten. Eine Musik, in der wir uns einrichten können wie in einem schönen Garten.



Roland Schiltknecht / Alan Kushan: Magicada Tymbals. Mensch Records AGR 018



Thiel

Terroristen

Von Andreas Thiel

Petrus: Unter euch Selbstmordattentätern muss ein Hindu sein. Wer ist das?

Tamil: Das bin ich.

Petrus: Und du bist von den Tamil Tigers?

Tamil: Ja, aber wir sind schon lange nicht mehr aktiv. Ich bin an Altersschwäche gestorben.

Petrus: Gut, dann liegt hier ein Missverständnis vor. Wo ist der katholische Terrorist von der IRA, der sich gestern in die Luft gesprengt hat?

Ire: Ich war bei der IRA. Aber wir haben den Kampf längst eingestellt. Ich bin beim Entschärfen eines Sprengsatzes ums Leben gekommen.

Petrus: Gut. Wo ist der Muslim?

Sufi: Das wäre dann vermutlich ich, aber eigentlich bin ich Sufi.

Petrus: Hier steht, du hättest dich inmitten einer religiösen Zeremonie umgebracht.

Sufi: Ich erinnere mich nur noch daran, wie mir vom Drehen schwindelig geworden ist.

Petrus: Na so was. Die letzten beiden müssen Atheisten sein. Ein Kommunist und ein Neonazi. Welcher von euch war bei der Roten Armee Fraktion?

Kommunist: Ich war bei der RAF. Aber heute würde ich mich eher als Umweltterroristen bezeichnen. Ich bin beim Versuch, ein Graffiti gegen den Fleischkonsum zu sprayen, vom Dach des Schlachthauses auf die Einfahrt gefallen und von einem Viehtransporter überfahren worden.

Petrus: Gut, du kommst ins Arbeiterparadies.

Kommunist: Kuba?

Petrus: Nordkorea.

Kommunist: Können wir uns auf Venezuela einigen?

Petrus: Es war ein Scherz. Und nun zu dir. Du mit dem Hakenkreuz musst der Neonazi sein. Wie ich hier lese, hast du einen Chinesen mit Benzin übergossen und angezündet.

Buddhist: Ich bin Chinese. Und das ist kein Hakenkreuz, sondern das Glückszeichen Swastika. Ich bin Buddhist und habe mich selbst verbrannt, um gegen den Terrorismus zu protestieren.

Petrus: Was es nicht alles gibt. Los, ab mit euch ins Paradies.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Homokis Gulaschrezept

Grossartige Stimmung am 19. Zürcher Opernball.

Von Hildegard Schwaninger

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Alexander Pereira (der Wiener ist der «Erfinder» des Zürcher Opernballs), von dem man den Reinerlös des Opernballs immer sofort erfuhr, hat Opernhaus-Intendant Andreas Homoki die Zahl noch nie bekanntgegeben, doch man darf vermuten, dass das Resultat der Benefizgala ganz gut war. Das Geld kommt dem «Education Programme» zugute, einer Initiative, mit der man das Interesse der Jugend an der Oper wecken will. 950 Franken kostete die Ballkarte, und 290 Franken zahlten die Flaniergäste, die nach dem Dinner Zutritt zum Geschehen hatten. Summa summarum sollen 1600 Gäste da gewesen sein. Zuerst ziehen immer die sogenannten Promis ein. Von Dichter Adolf Muschg bis zu Kunsthaus-Direktor Christoph Becker, die – seit der Ära Homoki – zum Ball-Inventar gehören. Muschg sitzt traditionell neben Aurelia Homoki, der Première Dame des Hauses. Becker hatte einen Begleiter dabei: Ulrich Zickler, Innenarchitekt, Tätigkeitsfeld Stuttgart und Zürich. Man sah Roche-Präsident Christoph Franz, der mit seiner Frau da war, sich aber nicht mit ihr fotografieren liess – das Recht auf Privacy! Kurt Aeschbacher, immer stylish angezogen, aber zu stark geschminkt, führte stolz seinen Freund vor und outete ihn im *Blick*. Seit fünf Jahren sind er und der Fitnesstrainer Leonardo Reinou ein Liebespaar. Der Brasilianer ist CEO von Antagon, einem von der Krankenkasse anerkannten Therapiezentrum, das Aeschbacher gehört. Und:

Der muskelgestählte Leonardo nimmt Klavierunterricht bei einem bekannten Pianisten. Erstmals zeigte auch Thomas Borer seine neue Freundin: Sibylle Oetiker (arbeitet im Marketing bei der UBS), mit der man ihn schon am Poloturnier in St. Moritz sah. Christian Jott Jenny, der Gemeindepräsident von St. Moritz, stand auf der Gästeliste, genau wie «1 gegen 100»-Frau Susanne Kunz, die von der *Glückspost* zur schönsten Frau der Schweiz gekürt wurde. Gesichtet wurden beide nicht, aber das Opernhaus bestätigt, dass sie da waren. Vor ein paar Jahren hatten am Opernball – Zeitgeist muss sein – einige Influencerinnen ihren grossen Auftritt. Die einzige Influencerin, die man diesmal sah, war Alana Netzer (Günter Netzers Tochter) am Arm des einen Kopf kleineren Musikers Baschi.

Später kamen die Flaniergäste, die den Abend immer etwas verjüngen. Die Stimmung war grossartig. Nach dem Dinner, das auf der Bühne und im umfunktionierten Zuschauerraum stattfindet, und vor dem motivierenden «Alles Walzer»-Ruf des Intendanten legte das Opernhaus einen prächtigen Werbespot hin. Kein Geringerer als Piotr Beczala, der seit langem zu Zürich gehört, aber daneben eine brillante internationale Karriere hinlegte (unter anderem «Faust» an den Salzburger Festspielen und «Lohengrin» in Bayreuth), brachte Stimmung mit «Ob blond, ob braun, ich liebe alle Frau'n», dann – mit Sopranistin Elsa Dreisig – sang er aus Jules Massenets «Manon», der kommen-



Fast verliebt

Wer ist schöner?

Von Claudia Schumacher

Neulich war ich feiern bis in den Morgen. Dann legte ich mich schlafen. Zwei Stunden später wachte ich auf mit dem unguuten Gefühl, im Feiermodus was Dummes getan zu haben. Ich bekam's nicht recht zu fassen,

Katerkopf, wollte mit jemandem reden. Die anderen, die dabei waren, schiefen sicher. Also rief ich Anouk an. Weil sie gleich bei A kommt und zu meinen ältesten Freundinnen zählt.

«Wow, an einem Samstagmorgen um 6 Uhr anrufen – frech! Warum bist du überhaupt wach?», fragte sie erstaunt und mit einer Stimme, als hätte sie schon drei Espresso intus. «Warum bist du überhaupt wach?», fragte ich noch verblüffter zurück. «Ich gehe ins Fitnessstudio», sagte sie – und ihre Situation wirkte auf mich plötzlich viel problematischer als meine. Wer zum Teufel geht an einem Samstagmorgen um 6 Uhr ins Fitnessstudio?

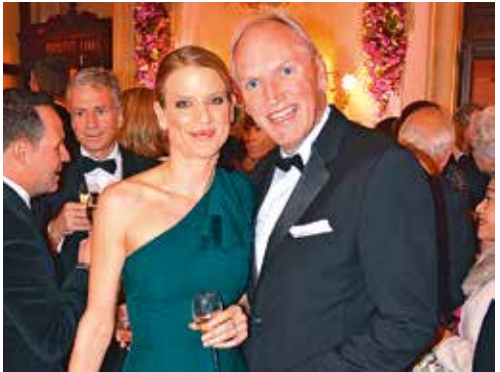
«Na, ich!», sagte Anouk lachend. In letzter Zeit schlafe sie doch kaum. Frische Liebe, du weisst schon. Wenn er nicht da ist, vergehe sie vor Sehnsucht und schlafe nur kurz, um dann früh mit pochendem Herzen wach zu liegen. Und ich weiss ja – aber warum macht sie dann



«Alles Walzer»: Intendant Homoki.



Stolz: Aeschbacher, Freund Reinau.



Neue Freundin: Sibylle Oetiker, Thomas Borer.

den Premiere. Und Ballettdirektor **Christian Spuck**, auch eine Trumpfkarte in Homokis Mitarbeiterstab, liess von **Michelle Willems** und **William Moore** einen Pas de deux aus Tschai-kowskis «Nussknacker und Mausekönig» tanzen. Es dirigierte **Marco Armiliato**.

Die «Kronenhalle» hatte eine Bar im Spiegel-saal, das «Dolder Grand» kümmerte sich um die Bar im Foyer. Hier war Rauchen erlaubt, und man sah vor allem Männer – unter ihnen **Claudio Zuccolini**, dessen hübsche Frau **Alexandra** sich derweil in der von Estée Lauder geführten Beauty Lounge vom Tanzen erholte. Das Bern-hard-Theater war ins «Café Hungaria» verwandelt, Reminiszenz an die ungarischen Wurzeln des Intendanten. Dort war es gemütlich, der be-rühmte **Vilmos Lakatos** spielte mit seiner Kapelle, und das Rezept für das Gulasch stammte vom Hausherrn persönlich. Entzückend waren die Debütantinnen und Debütanten: frisiert von Valentino, eingekleidet von Modissa, geschmückt von Gübelin und im Tanz unterrichtet von Choreografin **Marianne Kaiser**. Viele sind Nachwuchs von Opernfreunden. Der Präsi-dent der Opernfreunde, **Harold Grüninger**, hielt eine Rede. In selbstgereimten Versen. Auf einer Bühne, wo sonst Texte von **Hugo von Hofmannsthal** gesungen werden, ein waghalsiges Unterfangen. Tüchtig mitgeholfen bei der Organisation hat das ehrenamtliche Damen-komitee: **Tanja Wittmann**, **Amaya Albers-Schönberg**, **Katrin von Mérey**, **Carolin Bergner**, **Serena Menzi** – alle erschienen in rosa Abendkleidern. Was sie damit sagen wollten, gab Stoff für Smalltalk. Nur **Martina Baeris-wyl-Holzach**, die auch im Vorstand der Freun-de ist, trug silberne Pailletten. Die Bedauerns-werte kam auf Krücken – hatte einen Skiunfall.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

seinem Körper – und fühlt sich unter Zug-zwang. Ich muss lachen, als ich das höre.

Anouk ist so attraktiv. Wenn sie das Gefühl hat, ihr Freund sei attraktiver, dann viel-leicht, weil ihre Wahrnehmung verzerrt ist. Aber sie ist es gewohnt, in einer Beziehung das höhere erotische Potenzial zu haben. Es stresst sie, dass ihr Gegenüber sehr anzie-hend ist. Jetzt glaubt sie, aufrüsten zu müs-sen. Und vielleicht ist dieser Jean ja wirklich der neue Brad Pitt, hab ihn nicht gesehen. Lernen kann man daraus jedenfalls: Ein emp-fundenes Attraktivitätsgefälle, egal, in wel-che Richtung, ist nervig. Nach unten wird es langweilig, nach oben ist es ein Riesenstress.

«Anouk, du bist so hübsch, spinn nicht», sagte ich noch. «Jaja, auf die Worte von Partyleichen geb' ich viel», scherzte sie – und klang gestresst: «Ich muss jetzt rein ins Studio – schlaf schön!»



Unten durch Jugendstil

Von **Linus Reichlin**

Männer, die mit sechzig kein Ferienhaus haben, sind Versager, ausser mir: Ich hab keins, weil ich clever bin. Weshalb soll ich mir ein Ferienhaus kaufen, wenn all meine Freunde eins haben? Sie haben eins, weil sie beruflich erfolgreich sind, sie schufteten 350 Tage im Jahr – und während dieser Zeit steht ihr Ferienhaus leer. Sie haben ein schlechtes Gewissen des-wegen und sagen: «Jetzt hab ich eine so schöne Finca in Andalusien und bin nie dort!» «Mach dir keine Sorgen», sage ich dann, «wenn du willst, fahre ich für dich hin.» Sie sagen: «Würdest du das wirklich tun? Das würde mir das gute Gefühl geben, dass mein Ferienhaus einen Sinn hat.» «Klar, Rudi, überlass das mir», sage ich, «ich werde deiner Villa Sinn verleihen.» Und dann verbringe ich drei Wochen Gratis-ferien mit wechselnden Begleiterinnen, die alle denken, dass ich steinreich bin, weil ich mit ihnen jedes Mal in ein anderes Ferienhaus fahre: Teneriffa, Umbrien, Camargue, Tessin, *you name it*.

Vor ein paar Jahren wollte eine meiner Frauen – ich glaube, sie hiess Lena oder Lea – unbedingt Ferien in Tunesien machen, aber ich kannte niemanden, der dort ein Ferienhaus hatte. Also fragte ich im Golfklub rum, und mein Golfpart-ner Rolf, der eine Strandvilla auf Sizilien besitzt, machte mich mit Lorenz bekannt, der sich gera-de auf der tunesischen Insel Djerba etwas ge-kaufte hatte. Lorenz war ein narzisstischer klei-ner Saddam Hussein, aber ich lud ihn zum Angeln ein und sagte nichts, als er mit einem Ba-seballschläger auf die zappelnden Forellen ein-drosch. Das ist natürlich der Nachteil bei meiner Methode: Manchmal muss man sich mit Typen befreunden, denen man, wenn man ein eigenes Ferienhaus hätte, nicht mal mit der Kneifzange die Hand schütteln würde. Gerade noch recht-zeitig vor Ferienbeginn hatte ich das Arschloch so weit, dass es sagte: «Ich schaff's dieses Jahr wieder nicht nach Djerba, jetzt weiss ich nicht, wer den blöden Esel füttern soll, den mir der Vorbesitzer der Villa als Inventar verkauft hat.» Ich sagte: «Lorenz, ich möchte nicht, dass das ar-me Tier verhungert, nur weil du in deiner Firma unentbehrlich bist. Ich kümmere mich darum.» Lorenz war mir so dankbar, dass er mir auch

>>> Fortsetzung auf Seite 64

gleich noch die Telefonnummer einer Bauchtänzerin gab, die zum Christentum konvertiert war, um sich ohne Gewissensbisse nebenbei noch etwas mit Prostitution zu verdienen. Ich hab sie aber nie angerufen, ich war ja mit Lena oder Lea dort und mit dem Esel, der jedes Mal, wenn wir uns liebten, den Kopf zum Fenster reinstreckte und losbrüllte. Wenn man so viele Ferienhäuser hat wie ich, erlebt man natürlich viel. In der Villa von Manfred auf Ibiza verschüttete ich mal ein Glas Rotwein auf das 12 000 Franken teure Edward-van-Vliet-Sofa, und weil ich den Fleck nicht rauskriegte, zündete ich die Villa an und versteckte den Rest des Brandbeschleunigers bei Manfreds ibizanischer Putzfrau, die mit drei Monaten bedingt davonkam – ein skandalöses Urteil! Im Ferienhaus von Susi und Hannes in der Bretagne wollte ich einen Hummer kochen. Aber er flutschte mir aus der Hand und knallte gegen die Jugendstilvase, die vor dem Küchenfenster stand. Wie oft habe ich meinen Freunden nicht schon gepredigt: «Stellt keine Erbstücke eurer Grossmutter in die Ferienwohnung! Ihr seid nie dort, aber ich schon! Und ich muss dann die ganze Zeit aufpassen, dass nichts zu Bruch geht! Das ist für mich belastend! Stellt rotweinfeste Ikea-Sofas in eure Häuser. Hummersichere Vasen aus Billigkeramik. Und kauft verdammt nochmal keine Esel, die mich beim Sex stören!»

Meine Freunde sollten sich ein Beispiel an meinem Zahnarzt Giovanni nehmen. Als er sein Landhaus in der Algarve möblierte, rief er mich an und fragte: «Möchtest du das Ikea-Bett in Kingsize oder reicht Queensize?» Ich sagte: «Wenn ich die nächste Krone gratis kriege, reicht Queensize.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Der Prophet und sein Wein

Von Peter Rüedi

Nach Silvia Heinrich (*Weltwoche* Nr. 10/19) noch einmal eine Eloge auf Österreichs spannendsten Rotwein! Der Blaufränkisch ist die göttlichste Sorte in unserem Nachbarland, und Roland Velich, geboren 1963, ist ihr Prophet. Seit 2001 verfolgt er im Burgenland, dem eigentlichen Habitat der Traube, in seinem Betrieb namens Moric (magyarisch für Moritz: Weinberge in Neckenmarkt, Lutzmannsburg, St. Georgen, Zagersdorf, alle im Burgenland) ein Blaufränkisch-Projekt zur Förderung dieser vielschichtigen, eleganten, auch abgründigen, ja eigentlich magischen Sorte. Die hat er nicht erfunden, er ist auch keineswegs deren einziger Verfechter (siehe Frau Heinrich). Aber er hat sie erst auf der grossen, das heisst internationalen Bühne in ihrem Potenzial für ganz grosse Weine bekannt gemacht. Und zwar nicht mit Pauken und Trompeten. Velich ist zwar inzwischen ein Star, aber einer von der stillen Sorte; ein Monsieur, ein Liebhaber der feinen Töne und Nuancen. Wie der Mann, so seine Weine. Deshalb hält er nichts von Blindverkostungen.

«Da werden», verriet er seinem (und meinem) Freund Christian Seiler vor Zeiten, «in der Regel Weine eines derzeit gängigen Stils bevorzugt, der auf Alkoholeinsatz, Intensität von Toasting und neuem Holz, insgesamt auf Opulenz, Wucht und Kraft aufbaut. Raffinesse verliert bei Blindverkostungen immer. [...] Der Gaumen ist einfach nicht dafür geschaffen, dreissig bis fünfzig Proben innerhalb weniger Stunden zu verkosten. Der Wein ist dafür gemacht, dass man Zeit mit ihm verbringt und genussvoll seine Qualitäten erforscht.» Das verlangt Geduld, auch vom Publikum, das die diskreten Eigenschaften von Velichs raffiniertem, coolem, frischem, subtil balanciertem Blaufränkisch erst trinkend entdecken muss.

Nach einem ausgiebigen Besuch auf dem Gut bewertete David Schildknecht 2006, damals Parkers Mann für Österreich, Velichs Lutzmannsburg Alte Reben im *Wine Advocate* mit 95 von 100 Punkten. Das war so etwas wie der Durchbruch – international und in Österreich selbst, wo die Skeptiker verstummten. Diese Stillhöhe masst sich der Blaufränkisch Burgenland 2015 «von verschiedenen Terroirs, aber aus einer Hand», nicht an. Velich wäre nicht Velich, würde er an einen vermeintlich «kleinen Wein» nicht dieselbe Sorgfalt wenden wie an seine Paradeperle. Im Weinberg wie im Keller (Vergärung mit Naturhefen in offenen Ständen, behutsame Pressung, Ausbau in grossen Fässern, selbstverständlich). Dies ist ein unverwechselbar typischer, raffinierter, kühler und doch gewichtiger Blaufränkisch: sehr würzig, feinfriuchtig (Kirschen, etwas Cassis), gute Tannine, belebende Säure – jedenfalls mehr als der Alltagswein, den der Preis vermuten lässt.

Moric Blaufränkisch Burgenland 2015. 13%. Martel, St. Gallen. Fr. 17.50. www.martel.ch



Salz & Pfeffer

Engadiner Sonnenterrasse

Von Andreas Honegger

Im Engadin gibt es nicht allzu viele sonnige Terrassen, auf denen man im Winter im Freien essen kann. Zu tief sind oft die Temperaturen und zu aggressiv ist der

Malojawind. Die Terrasse beim Hotel «Bellavista» in Surlej gibt es schon seit langem, wunderbar windgeschützt und mit prächtiger Aussicht. Nun aber ist sie immer weiter gewachsen – wie fast alles im «Bellavista». Innen und aussen ist alles grösser und eleganter geworden, ohne dass man dem rustikalen Engadiner Landhausstil untreu geworden wäre.

Aber die beste Terrasse ist auch nur so viel wert wie das Essen, das man hier geniessen kann. Und in dieser Hinsicht ist die Küche der Familie Kleger eine echte Versuchung: Zum anderen finden sich die Trockenfleischspezialitäten aus der hauseigenen Produktion, die auch über die Gasse verkauft werden. In dem typischen Bündner Betrieb stehen da natürlich die diversen Wildarten im Vordergrund. Diese sind aber auch Schwerpunkt im kulinarischen Hauptprogramm: Rehmedaillons, Hirsch-Entrecôte, Gamsragout, Rehrücken – und das alles aufs prächtigste mit Steinpilzen

und Beilagen serviert! Doch man kann die Küche des Hauses nicht auf diese Jagdspezialitäten reduzieren; es gibt noch viele andere Köstlichkeiten wie gebratene Wachteln auf Veltliner-Risotto, Kalbsbäggli, Dorade aus dem Ofen, grillierten Zander oder ein hinreissendes Wiener Schnitzel. Anfangen kann man mit der klassischen Gerstensuppe, einer Gänseleberterrine, einem Lachsrückenfilet, Pizoccheri oder einem wunderbaren Hirsch-Carpaccio. Sehr gut gefallen haben uns auch ein Artischockensalat und Tagliolini mit aromatischen schwarzen Trüffeln. Der eine Sohn ist hier verantwortlich, der andere und die Tochter im «Salastrains» oberhalb von St. Moritz. Eine familiäre Erfolgsgeschichte.

Hotel Restaurant Bellavista, Via da l'Alp 6, Silvaplana-Surlej. Tel. 081 838 60 50



Auto

Kann alles

Viel besser und entspannter als im neuen BMW X5 geht es kaum. Jedenfalls nicht auf Schweizer Autobahnen. *Von David Schnapp*

Wenn ein neues Auto auf den Markt kommt oder auch nur wenn eine neue technische Spielerei in einem Auto verfügbar ist, dann weiss mein Autofreund T. Bescheid. Seit kurzem fährt er einen BMW X5 und sagt, dies sei das beste Auto, das er je gefahren sei. Ich hatte zwar keinen Grund, T. nicht zu vertrauen, wollte aber dann doch selber sehen, ob er recht hat. Ein paar Kilometer hatte ich mit dem X5 schon gemacht (*Weltwoche* Nr. 40/18), aber das war in Amerika, wo Autofahren eine ganz andere Qualität hat als auf europäischen oder schweizerischen Strassen.

T. und ich sind beide interessiert an allen Aspekten eines Autos, die teilweise gar nicht so wichtig sind, wenn man bloss von A nach B gelangen möchte, aber trotzdem Freude machen. Im neuen X5 gibt es zum Beispiel «dynamisches Innenlicht». Die feinen LED-Lichtstreifen in der Tür etwa blinken, wenn ein Telefonanruf eintrifft oder wenn man die Tür öffnet, während der Motor noch läuft. Der X5 bedient auf elegante Art unsere kindliche Freude an Technik.

Wenn man sich dem BMW X5 mit dem Autoschlüssel in der Tasche nähert, schalten sich zuerst die Front- und Heckleuchten ein, und kommt man noch näher, öffnet sich die Zentralverriegelung ohne weiteres Zutun des Besitzers. Als würde einen der Wagen herzlich willkommen heissen und sich auf die nächste gemeinsame Fahrt freuen. Solche Details sorgen dafür, dass ich positive Gefühle zu einem Gebrauchsgegenstand entwickle.

Letzte Woche fuhr ich mehrere hundert Kilometer auf Schweizer Autobahnen, von Zürich nach Genf und zurück. Das ist keine besonders attraktive Strecke: viel Verkehr, meist nur zwei Spuren, Radarfallen. Im X5 war es wie ein halber Tag Ferien. Das Fahrwerk des grossen SUV ist so ausgelegt, dass es eigentlich alles kann. Komfortabel dahinrollen ist seine Paradedisziplin. Wenn unbedingt gewünscht, wird die Luftfederung aber straffer, und dank der mitlenkenden Hinterachse wird das Auto selbst auf kurvigen Strassen erstaunlich handlich.

Aber natürlich merkt man 2,3 Tonnen Gewicht. Auch wenn intelligente Steuermechanismen viel ausgleichen können, der BMW X5 ist ein voluminöses Auto, das in Schweizer Parkhäusern mit Bedacht manövriert werden will. Grösse ist aber auch ein Vorteil, zum Beispiel wenn man einen 55-Zoll-Farbfernseher in Originalverpackung transportieren will oder wenn man wie mein Autofreund T. immer noch eine Drohne, einen Computer und andere Spielsachen im Kofferraum mitführt.

Der X5 fährt auf Nationalstrassen praktisch von selbst und erkennt die gerade geltende Höchstgeschwindigkeit. Vor Hindernissen wird gebremst, das Radar- und Kamerasystem hält die Spur ohne mein Zutun; eine Hand, locker ans Lenkrad gelegt, genügt, um bequem und sorgenfrei dahinzurollen. Viel besser und entspannter geht es kaum, wenn man bereit ist, dafür einen angemessenen Preis zu bezahlen. Da gebe ich meinem Autofreund T. völlig recht.

BMW X5 M50d

Leistung: 400 PS / 294 kW; Hubraum: 2993 ccm; max. Drehmoment: 760 Nm (bei 2000–3000 U/min); Verbrauch: 7,2–6,8 l / 100 km; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 5,2 sec; Preis: ab Fr. 110 320.–



Tamaras Welt

Greta für den Weltfrieden

Solange nicht alle Länder etwas für die Umwelt tun, sind unsere Bemühungen doch wirkungslos wie eine Windkraftanlage an windstillen Tagen. Nicht ganz. Von Tamara Wernli

Irgendwie mag ich das Mädchen. Greta Thunberg, die Mutter Teresa des Klimas, wurde für den Friedensnobelpreis nominiert. Als Initiatorin der Klimaschutzbewegung #FridaysForFuture habe sie etwas Grosses angestossen, das sei ein wichtiger Beitrag zum Frieden. Mit ihren Ideen begeistert die Sechzehnjährige, die mit dem Zug ans Davoser WEF reiste und 65 Stunden Hin- und Rückfahrt in Kauf nahm, eine ganze Generation – und wenn sich junge Menschen für eine bessere Umwelt einsetzen, ist das etwas Gutes. Persönlich glaube ich an den Klimawandel und dass er auch von Menschen gemacht ist. Fracking, die Abholzung grosser Teile des Regenwaldes, Tonnen von Müll im Meer und CO₂-Ausstoss werden unseren Planeten früher oder später an den Rand des Kollapses befördern. Überbevölkerung auch, aber das soll heute nicht das Thema sein.

Ich bin von Natur aus Fleischliebhaberin. Aber so sehr ich mich für die Umwelt erwärme – während des Verzehrs eines saftigen Rindsfleischs denke ich keinen Moment an den Regenwald, obgleich dessen Flächen für den Anbau von Soja, dem Futter des zarten Rindes zwischen meinen Zähnen, radikal rasiert werden. Welchen Unterschied macht es, wenn ich weniger Fleisch esse? Schauspieler Christoph Waltz sagt im *Blick*-Interview: «Wenn ein Einzelner eine Batterie recycelt, ist das gar nichts. Aber wenn 6 Milliarden Menschen es tun würden, dann könnte es den Ausschlag für 20 weitere Jahre Überleben geben.» So ist es. Und daher gönne ich mir höchstens zwei Mal pro Woche Fleisch, und wenn, dann Bioqualität aus der Schweiz. Ein 500-Gramm-Pack importierter Chicken-Nuggets für 1.99 Euro halte ich für eine Perversion. Trotz allem, mein ökologischer Fussabdruck ist wohl um ein x-faches grösser als der meiner Grossmutter.

Durchdrungen von ihrer Hingabe an eine bessere Welt, erheben sich viele Klimaaktivisten über den Rest der Gesellschaft, beanspruchen Moral und Pflichtgefühl für sich. Mit erhobnem Zeigefinger drängen sie andere Leute und Politiker zum Handeln. Lustig wird es, wenn ausgerechnet die Aushängeschilder der Klimabewegung aber über ihre eigene Ökobilanz straucheln. Wie etwa die 22-jährige Deutsche Luisa Neubauer, deren Instagram-Account zahlreiche (mittlerweile gelöschte) Fotos von Reislein an entlegenste Orte der Welt zierten, wie der Autor Don Alphonso entdeckte, was ihr den Hashtag «LangstreckenLuisa» einbrockte. Oder die sozialistische US-Abgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez mir ihrem «Green New Deal». Die Zeitung *New York Post* enthüllte, dass die 29-Jährige für sich und ihr Team 1049 Transaktionen für Uber-Fahrten und Automiete während ihres Wahlkampfes aufgelistet und fast 30 000 Dollar ausgegeben hatte – obwohl ihr Büro eine Minute von der U-Bahn-Station entfernt lag. Hinzu kamen 66 Flug-Transaktionen – bei 18 Zugfahrten.

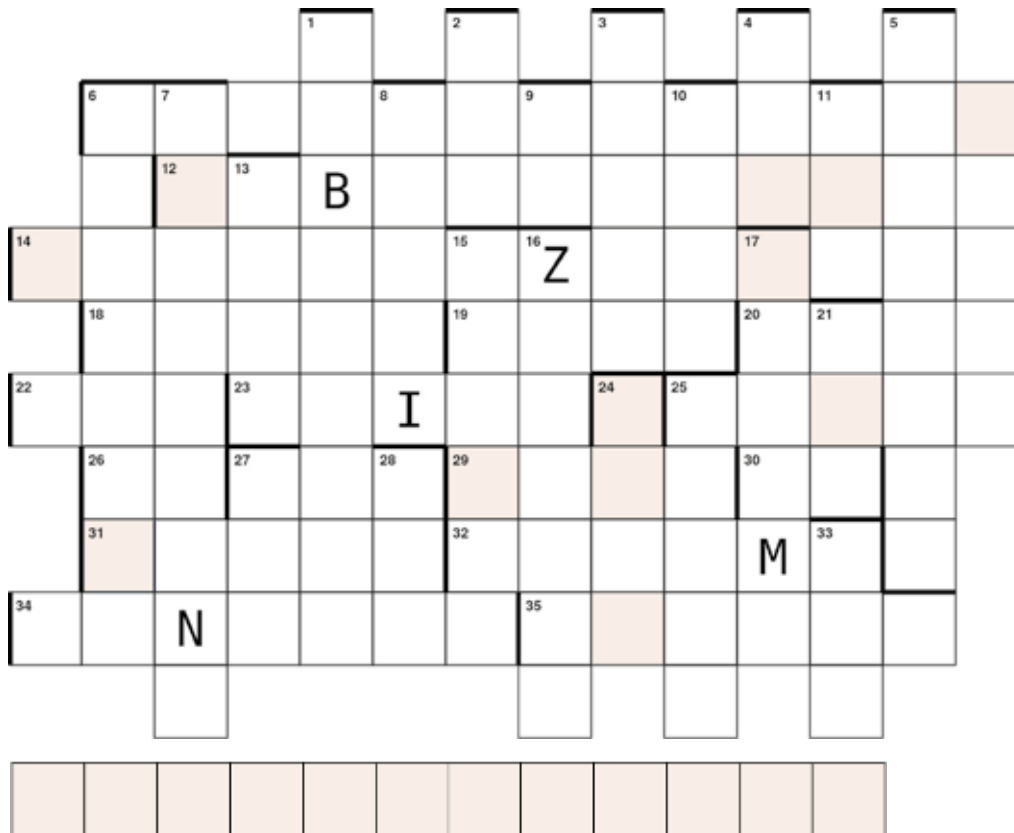
Die jüngeren Generationen geben sich im Panikmodus aufgrund des weltweiten CO₂-Ausstosses, gerade sie aber lassen sich ihren trendigen Lifestyle nicht madig machen, auch nicht durch den Klimafeind Flugzeug – obwohl «ein einziger Urlaubsflug das Klima stärker aufheizen kann als ein Jahr lang Auto fahren und das Haus mit Erdöl heizen zusammen» (WWF). Laut dem Mikrozensus Mobilität von 2015 fliegt die Gruppe der 18- bis 24-jährigen Schweizer in ihrer Freizeit nicht nur am meisten. Sie fliegt auch mehr als doppelt so viel wie die 65- bis 79-jährigen, also jene Gruppe, zu der die Mehrheit der mit den Klimastreiks angesprochenen Politiker zählen dürfte.

Natürlich kann man sich fürs Klima einsetzen und trotzdem Flugzeug und Minivan benutzen. Oft geht es einfach nicht ohne Flug, gerade im Beruf. Wer sich aber an vorderster Front «engagiert» und selber mehr Kohlendioxid in die Luft jagt als so manches Durchschnittsindividuum, der muss sich über Spott nicht wundern. Öko-Star und hohe Rechnungen für Automiete, Klima-Postergirl und Weltumjeterin – sorry, das passt so wenig zusammen wie Wurstplatte und Veganerparty, und darum empfinden es viele Leute als Heuchelei. Die Birkenstock-Grünen von früher, die wir damals belächelten, haben auf der Höhe ihrer Forderungen gelebt. Der hippe Klimaaktivist von heute ist Weltreisender, besitzt (jedes Jahr) das neuste Smartphone, Tablet, Laptop und einen 80 000-Franken-Tesla, mit dessen Akkus ein halbes Dorf betrieben werden kann. Und selbst wenn er das Fahrrad nimmt – dann eines mit E-Motor-Antrieb.

Ich hätte eine (ernste) Idee: Warum nützen Schulen die herrschende Klima-Aufmerksamkeit nicht als Chance zur Praxis für die Jugend? Statt des freitäglichen Schulschwänzens könnte ein halbjähriges Projekt gestartet werden mit dem Ziel der vorbildlichen Nachhaltigkeit, an dem auch Eltern und Schule mitwirken: Mütter bringen ihre Kids statt mit dem SUV mit dem ÖV zur Schule. Mensastischen kein Fleisch mehr auf. Fahrrad statt E-Bike, Schulreisen per Zug, ein Freizeitflug pro halbes Jahr pro Kopf. Smartphone-Einzug bei jedem, der mehr als zwanzigmal pro Stunde draufschaut (zwei Google-Suchanfragen setzen so viel CO₂ frei wie das Kochen einer Tasse Tee, hat ein Physiker der Harvard University herausgefunden). Klingt nach viel Verzicht? Wäre ja auch nur ein zeitlich beschränkter Versuch.

Vielleicht werden Greta und die jungen Aktivisten ja eines Tages mit Forschung und Aufklärung zur Lösung der Umweltfragen beitragen. Dann wäre der Schwedin der Friedensnobelpreis von Herzen zu gönnen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



Lösungswort — Erleidet Hundebiss als Antwort auf Fehltritt.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Windeln entwachsenes Kleinkind oder Portarbeiter. **12** Reizt Forscher, Bauer, sagt man, kulinarisch jedoch gar nicht. **14** Plötzlicher Temperatursturz und aerosolisiertes Propylenglykol sind's. **18** Bietet mit Anschluss an connection Verpolungs- und an message Abhörschutz. **19** Anglobrocken: gutaussehend, wenn anthropomorph und männlich. **20** Darauf reagiert 6 Waagrecht mit Wendemanöver. **22** Macht aus Text im Bild programmatisch Textabbild. **23** Würzige Paste im ungefragten Einmischen schmeckt besonders scharf, wenn von da. **25** Quintus' geschehen tönt zeitlich nach «scho fasch Fürabe» und ist als Chilibeigabe extra hot. **26** Radioadaptation seines (Initialen der Vornamen) Scifi-Klassikers löste angeblich Massenpanik aus. **27** Allmorgendlich im Spiegel und von der Mitte aus mit Umgriff an 22. Stelle im ἀλφάβητος anzutreffen. **29** Schlüpfriges Wesen: nach ROT25 auf Ersten Initialwort von dem, was auf Trumphüten zu lesen. **30** Etwa 568 solche – auch der Mercedes unter den Hausfrauenpanzern – passen in die Pinte. **31** Normierung; österreichische bezeichnet liebevoll den Governorator. **32** Als Rad – rückwärts mit Aussetzer am Rad – Herzstück der indischen Flagge. **34** Empfängt leider keine Signale, da falsch herum angebracht. **35** Atkinsons nach Legumen benannter Minifahrer mit Teddybär.

Senkrecht — **1** Beschreibt, letztendlich mühelos, Hollywoodzähne und Kunstblondinenmähne. **2** Gospel verspricht: « , and it shall be given you.» **3** Die Vorfahren können prädikativ die Lunte riechen. **4** X-mal und im Komparativ in beinahe legendärer Clausthalerwerbung zu vernehmen. **5** Küsters Tun und Wohnung aus reinem Es. **6** Von Schülern gern gesehenes Problemchen. **7** Zutat in Gericht, wonach Film mit Wanderratte Rémy betitelt, beherbergt ohne in in Nizza Gäste. **8** Allzu anhängliches adjective liefert im Kopfstand Geistesblitze. **9** Standard-LED benötigt ca. zwei davon. **10** Hat Nomadenleben und Harpune für ein Häuschen in Südkanada an den Nagel gehängt. **11** Hierzulande putzige Zaubertante, anderswo zu entrichten. **13** Laut Wilhelm Busch die aufrichtigste Form der Anerkennung. **15** Englische Dame kommt auch zu Fuss mit Auto. **16** Beim Vermögen erwünscht, sonst eher weniger; auch Geschlecht, wenn schlecht hingehört. **17** Als Preis jährlich in Marl verliehen und weitgehend mit Märchensammlern im Doppelpack identisch. **21** Vokalreicher swimmer. **24** Ein- oder zweifach so oder auch als E406 bekannter Dickmacher. **25** Bspw. 0x635147 alias Umbra. **27** Bringt, chilly für Billy, Passagiere zügig ans Ziel. **28** Was röhrendes Vieh für die stag night ist sie gleichenorts für den Jungesellinnenabschied. **33** Ebenso vokalreicher deutscher Verwandter von 21 Senkrecht.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 609



Waagrecht — **5** SKANDALBLATT **12** POLTERGEISTER **14** MINIBAR **15** INGWER **17** ESMERALDA: vermutlich älteste Schildkröte der Welt, span. Smaragd **19** ARZT von «Die Ärzte» **20** ALTERSGERECHT **25** ANGORA: früherer Name von Ankara **26** AK 5 und 47 sind Sturmgewehre. **27** HOE: engl. Gartenhacke und auch Nutte **28** INN: engl. Gasthaus, Nebenfluss der Donau **29** TERA(tom): Keimzelltumor, von griech. τέρας für Ungeheuer **30** (DU) RSTIG **31** (ZENTRI)(FUGE)

Senkrecht — **1** ENTBERGEN **2** NARR **3** OBENDRAUF **4** (P)OTTER **5** SPIELENDE **6** KONSTANZ **7** ALIM(ENTE) **8** DEAR: engl. Anrede im Brief, Anagramm von read = engl. lesen, letters = engl. Briefe od. Buchstaben **9** Die LIGA der Rotschöpfe (Sherlock Holmes) **10** AS: Arsène Lupin **11** T(ERZ) **13** Roland Deschain von GILEAD (Stephen King) **16** WACHS(!) **18** AGRAR: (an)bauen **21** SORTE: die alte Schmied = Granny Smith (Apfelsorte) **22** EK(RUE) **23** (HOT) EL California **24** TEIG: »Daig«

Lösungswort — LEITERWAGEN

Hilfreiche Tipps und die Auflösung dieses Rätsels finden Sie auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

DIE DATEJUST

Der Archetyp der modernen Armbanduhr schlägt seit 1945 Brücken
über Generationen durch beständige Funktionalität und
zeitlose Ästhetik. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36

BUCHERER

1888

bucherer.com